

Kölner Vierteljahrshefte für Sozialwissenschaften / Reihe A, Soziologische Hefte ; 1. Jahrgang, Heft 1

Eckert, Christian (Ed.); Lindemann, Hugo (Ed.); Scheler, Max (Ed.); Wiese, Leopold von (Ed.)

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerk / collection

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Universitäts- und Stadtbibliothek Köln

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Eckert, C., Lindemann, H., Scheler, M., & Wiese, L. v. (Hrsg.). (1921). *Kölner Vierteljahrshefte für Sozialwissenschaften / Reihe A, Soziologische Hefte ; 1. Jahrgang, Heft 1*. München: Duncker & Humblot. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-89529-1>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter der CC0 1.0 Universal Lizenz (Public Domain Dedication) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskunft zu dieser CC-Lizenz finden Sie hier: <https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under the CC0 1.0 Universal Licence (Public Domain Dedication). For more information see: <https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/deed.en>



Alle Rechte vorbehalten.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

1921 G 82

1. JAHRG.

HEFT 1

KÖLNER
VIERTELJAHRSSHEFTE FÜR
SOZIALWISSENSCHAFTEN

ZEITSCHRIFT DES FORSCHUNGSINSTITUTS
FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN IN KÖLN
HERAUSGEGEBEN VON DEN DIREKTOREN DES INSTITUTS
CHRISTIAN ECKERT / HUGO LINDEMANN
MAX SCHELER UND LEOPOLD VON WIESE

REIHE A: SOZIOLOGISCHE HEFTE



VERLAG VON DUNCKER & HUMBLLOT / MÜNCHEN UND LEIPZIG
1921

Inhaltsübersicht.

	Seite
I. Allgemeiner Teil.	
Zur Einführung: Die gegenwärtigen Aufgaben einer deutschen Zeitschrift für Soziologie, von Dr. phil. Leopold v. Wiese, Professor der wirtschaftlichen Staatswissenschaften und der Soziologie an der Universität Köln	5
Aufriß und Aufgabendes Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften, von Dr. jur. et phil. Christian Eckert, Geh. Reg.-Rat, Professor der wirtschaftlichen Staatswissenschaften an der Universität Köln	12
Die positivistische Geschichtsphilosophie des Wissens und die Aufgaben einer Soziologie der Erkenntnis, von Dr. phil. Max Scheler, Professor der Philosophie und Soziologie an der Universität Köln	22
Max Weber als Soziologe. Ein Wort zum Gedächtnis von Dr. phil. Paul Honigsheim, Privatdozenten der Philosophie und Soziologie an der Universität Köln	32
Die deutsche Gesellschaft für Soziologie, von Dr. phil. Ferdinand Tönnies in Eutin, Geh. Reg.-Rat, Professor an der Universität Kiel	42
II. Spezieller Teil: Archiv für Beziehungslehre:	
Zur Methodologie der Beziehungslehre, von Professor Dr. Leopold von Wiese	47
Programm einer formalen Gesellschaftslehre, von Dr. phil. Alfred Vierkant, Professor an der Universität Berlin	55
III. Literaturbesprechungen und Literaturnotizen.	
Spann, Othmar, Kurzgefaßtes System der Gesellschaftslehre (Red.)	66
	1*

	Seite
Brinkmann, Carl, Versuch einer Gesellschaftswissenschaft. (Red.)	70
Mc. Dougal, William, An Introduction to Social Psychology. (Red.)	73
Georg v. Mayrs Eingliederung der Soziologie (A. Ohrnberger)	75
Notiz	76
IV. Chronik:	
Zum Tode von Willy Wygodzinski	76
Fünfzig Jahre Soziologie in den Vereinigten Staaten	77
Soziologie in England	80
Das Institut Solvay für Soziologie in Brüssel	84
Gründung der deutschen soziologischen Gesellschaft in Hamburg	86
Ein Institut für Soziologie in Italien	86
Nachrichten von deutschen Hochschulen	87
Ein Sammelwerk über Soziologie des Volksbildungswesens	91
Satzungen und Personalverzeichnis des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaft in Köln	92

I. Allgemeiner Teil.

Zur Einführung: Die gegenwärtigen Aufgaben einer deutschen Zeitschrift für Soziologie.

Von
Leopold v. Wiese.

Der Ausgabe dieses ersten Heftes sandte der Verlag einen Prospekt voraus, in dem zunächst über den äußeren Rahmen, der die soziologischen Hefte umschließt, einiges von uns gesagt worden ist, das hier wiederholt sei: „Das Forschungsinstitut für Sozialwissenschaften in Köln rechnet die Herausgabe einer Fachzeitschrift zu seinem Aufgabenkreise. Vorerst sollen in jedem Jahre zwei soziologische und zwei sozialpolitische Hefte erscheinen. Die beiden Heftreihen sind durch den gemeinsamen Verlag und Herausgeberkreis miteinander verbunden. Da aber die gegenwärtigen Forschungsaufgaben in den beiden Disziplinen der Soziologie und der Sozialpolitik sehr verschieden und innerhalb des Kölner Instituts zwei selbständigen Abteilungen zugewiesen sind, so werden auch die Heftreihen nach Gegenstand, wissenschaftlicher Methode und Inhaltsanordnung voneinander abweichen. Auch die Redaktionen sind nicht dieselben. Die Schriftleitung der soziologischen Hefte (Reihe A) hat Professor von Wiese, die der sozialpolitischen Hefte (Reihe B) Professor Lindemann übernommen. Die Soziologie wird als rein theoretische Wissenschaft unter Ausschluß ihrer praktischen, zumal ihrer politischen Anwendung behandelt werden, während für die Sozialpolitik gerade die Anwendung von Soziallehren im werktätigen Leben das Hauptmerkmal bildet.

Die soziologischen Hefte, deren erste Nummer noch vor Ostern 1921 versandt werden soll, dienen der Aufgabe, bei der Überwindung der noch immer bestehenden Krisis der Gesellschaftslehre mitzuwirken. Es soll in Aussprache und Kritik ein Weg gefunden werden, der aus dem schon so lange andauernden Methodenstreite zu aufbauender Arbeit führt. Die wissenschaftliche Teilnahme, die gegenwärtig an der Soziologie (gerade infolge mancher Anfeindungen)

genommen wird, wächst im In- und Auslande innerhalb und außerhalb der Fachkreise beständig. Das Verlangen nach einem literarischen Sammelpunkte, in dem nach strengster Objektivität und unter rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten eine Verständigung über die Grundfragen erstrebt wird, äußert sich allerorten, wo man — und wo geschähe das heute nicht? — gesellschaftliche Probleme behandelt.“

Um den Teil der Chronik der „Kölner Vierteljahrshefte“, in dem über den Hochschulunterricht in Soziologie berichtet wird, mit Material zu versehen, sandten wir vor einigen Monaten den Fachvertretern an allen dabei in Frage kommenden deutschen Hochschulen ein Rundschreiben mit der Bitte, uns über den akademischen Lehrbetrieb der Gesellschaftswissenschaft bei ihnen zu unterrichten. Noch vor Jahresfrist wäre, von einigen wenigen Lehrstätten abgesehen, das Ergebnis nicht allzu umfangreich gewesen. Indessen erlebten wir die Überraschung, daß uns über neue Versuche, erste Organisationen, Vorlesungen und Übungen im Winter 1920/21 so viel mitgeteilt wurde, daß wir aus Raummangel leider nur in sehr verkürztem Umfange darüber berichten (vgl. S. 87). Manches von dem, was wir in unserer Übersicht nicht erwähnen können, mag auch noch zu sehr im Vorstadium des Planens stecken; aber es ließ sich nach der Durchsicht dieser Briefeingänge sagen, daß der Hochschulwinter 1920/21 in Deutschland an vielen Orten auch im Zeichen der Soziologie gestanden hat. Jedoch zugleich ist aus diesem reichen Material noch eine andere, weniger erfreuliche, für den Sachkenner freilich nicht überraschende Folgerung zu ziehen: Die methodologische Unklarheit hat trotz so vieler vorausgehender Diskussionen eher zugenommen, als daß sie sich vermindert hätte. Es scheint fast, als ob man ziemlich allgemein nunmehr die Folgerung zöge: kümmern wir uns nicht länger um das Gezänk der Methodestreithähne; jeder von uns gehe seinen eigenen Weg!

Sicherlich ist die Tat auch hier mehr wert als die Erwägung. Der Fortschritt zur positiven Arbeit über das Wie-Problem hinaus ist eine dringende Forderung der Gegenwart. Aber so, wie es jetzt den Anschein hat, geht es doch wohl nicht. Nur scheinbar hat sich jetzt von verschiedensten Ausgangspunkten her eine Gruppe von Forschern und Lehrern zusammengefunden, von denen jeder an seinem Orte nach seinen Kräften und Einsichten immerhin das *g e m e i n s a m e F e l d* einer neuen Disziplin bearbeitet. Vielmehr ist dieses gemeinsame Feld in Deutschland noch nicht vorhanden. Es sind mehr Vermutungen und Ahnungen von Gemeinsamkeiten, die Forscher unter dem vieldeutigen Namen der Soziologie zu-

sammenführen; gebaut wird in Wirklichkeit am Turme zu Babel, wobei ein jeglicher in seiner dem anderen nicht voll verständlichen Zunge redet.

Die Aussprache über die Methode kann also noch nicht für geschlossen erklärt werden. Das soll keineswegs das Arbeiten nach einer bestimmten Forschungs- und Lehrart aufhalten. Im Gegenteil; entscheiden werden den ewigen Streit erst die Ergebnisse der positiven Leistungen. Aber manche Verirrung, mancher Umweg und manche Wiederholung wird vermieden, wenn wir Ziele und Formen der Erkenntnis über das menschliche Zusammenleben gleichzeitig gründlich klären. Die soziologischen Hefte dieser Zeitschrift haben die Aufgabe, den Weg zu diesem Ziele abzukürzen, zu erleichtern und zu vertiefen. Wenn nicht ein gewisses Maß von Verständigung über das, was wir wollen, erreicht wird, verzetteln auch die besten Denker ihre Kraft; sie bleiben unverstanden oder müssen sich im schwächenden Kampfe um bloße Vor- und Nebenfragen zugrunde richten. Es ist nicht das Ziel (und kann es nicht sein), völlige Einigkeit über Aufgaben und Methoden der Soziologie herbeizuführen. Mit Recht hat man auf andere Wissensgebiete hingewiesen, wo eine nicht minder große Meinungsverschiedenheit in Methodenfragen die positive Ausführungsarbeit nicht aufhält. Ganz besonders bei der Philosophie: „Was Philosophie ist,“ sagt Eleutheropulos, „steht nach Jahrtausenden Philosophierens immer noch nicht fest.“ Der Mangel an Einigkeit über die Formulierung des Zieles der Disziplin brauchte uns in der Soziologie nicht allzu sehr zu schrecken. Wir haben in dieser Hinsicht nur zur Überzeugungskraft Vertrauen, die aus dem vollendeten Werke und seinem Wahrheitsgehalte selbst hervorbricht. Aber wir müssen, scheint es uns, doch dazu gelangen, daß wir erkennen, was der andere will, daß sein Streben auch Daseinsberechtigung hat, daß wir von ihm lernen können, wie er von unserem Bemühen. Das Aneinandervorbeireden, die Scheuklappenmethode bekämpfen wir!

Wenn also unsere Hefte der Aufgabe dienen sollen, in einem kritischen Zeitpunkte der Wissenschaftsgeschichte der Klärung, Verständigung und Aussprache zu dienen, so müssen die Einzelheiten ihres Programms gerade diesem Ziele angepaßt sein, und muß die Auswahl des Inhalts nach diesem Gesichtspunkte getroffen werden: Wir werden uns nur auf theoretische Fragen beschränken und alle Probleme der angewandten Soziallehren, alle Kunstlehren, alle Politik, besonders Sozialpolitik (der ja auch die andere selbständige Reihe der Kölner Vierteljahrshefte gewidmet ist) und alle Fragen der Kultur- und Wohlfahrtspflege ausschließen. Nicht etwa,

weil wir ihre Bedeutung unterschätzten und nicht sähen, wie groß in der Gegenwart das Bedürfnis nach wissenschaftlicher Führung in praktischen Aufgaben ist. Vielmehr soll die Beschränkung auf die Theorie nicht zuletzt auch der Praxis dienen; denn erst dann kann das werktätige Leben aus der Wissenschaft Gewinn ziehen, wenn diese die Schlacken eines begrifflich unklaren Denkens, die Mängel eines unsicheren Tastens nach wechselnden Zielen ausgeschieden hat. Am wenigsten gefördert wird die Praxis durch eine gewisse Halbwissenschaftlichkeit, die Argumente des strengen Denkens mit subjektiven Wollungen verquickt. Wir müssen eingestehen, daß wir in der Gesellschaftslehre noch nicht das ungeduldige Drängen des praktischen Lebens befriedigen können. Wir würden aber den wachsenden Erkenntnisprozeß nur verlangsamen, wenn wir Theorie und Anwendung durcheinanderwirren. Die Reformer, Politiker, Ethiker, Sozialtechniker und Verwaltungsmänner werden um so eher wieder einsehen lernen, daß sie den Theoretiker nicht entbehren können, je mehr dieser nur sein eigenes Feld bestellt, und je weniger er dabei durch jene oder durch eigene Unklarheit von seinem Boden abgedrängt wird. Wir können deshalb auch heute noch nicht dem Verlangen mancher Nationalökonomens alsbald nachgeben, wir möchten unsere Untersuchungen bloß auf Klassen-, Standes- und Berufsprobleme richten; denn auch hierfür sind unerläßliche Vorfragen noch nicht hinreichend geklärt.

Um so dringender ist die Aufgabe, keine Zeit mit unfruchtbarem Wortstreite zu verlieren. Nun ist aber die Polemik, die Zerspaltung und Zerklüftung in der Theorie vom Gesellschaftsleben heute so groß, daß die Redaktion einer Zeitschrift über diesen Gegenstand vor der Entscheidung zu stehen scheint, entweder ihre Seiten zu einem Tummelplatze und großen Durcheinander von Richtungen und Schulen und zur Stätte endloser Diskussion zu machen oder sie einer Richtung allein, nämlich der, die sie für richtig hält, zu öffnen. Beides erscheint uns falsch. Der zweite Weg wäre für uns schon deshalb nicht gangbar, weil diese Hefte das Organ eines Forschungsinstituts sind, an dem verschiedene Richtungen vertreten sind, also Toleranz zum System gehört. Der Weg, den die Redaktion einzuschlagen bestrebt ist, um der Schwierigkeiten Herr zu werden, soll durch eine Zweiteilung der Inhaltsanordnung versucht werden. Der *a l l g e m e i n e* Teil der Hefte steht der theoretischen Soziologie im *w e i t e r e n* Sinne offen. Auch in ihm bleibt die Beschränkung auf das Theoretische strikte Regel; aber die Richtungen, die es auf diesem Gebiete gibt, finden hier alle Gehör, wenn und soweit sie nicht praktische Fragen hineinmengen. Da aber die Hefte

der Aufgabe zugleich dienen sollen, über die Erörterung der Möglichkeit und der Vor- und Nachteile von Methoden hinauszuführen zur wissenschaftlichen Tat, wird der spezielle Teil jedes Heftes als „Archiv für Beziehungslehre“ der Richtung der Soziologie geöffnet sein, von der sich die Redaktion die eigentliche Förderung unserer soziologischen Erkenntnis verspricht. Was mit dieser „Beziehungslehre“ gemeint ist, wird in diesem Hefte weiter unten (auf S. 47) darzulegen versucht.

Es ist nicht anzunehmen, daß es jemand, der den gegenwärtigen Stand unserer Wissenschaft kennt, vorziehen würde, eine völlig meinungs- und richtungslose Redaktion leite eine solche Zeitschrift; denn das würde in einer theoretischen Disziplin bedeuten, daß eine ideen- und kritiklose Null als Spielball eines blinden Zufalls diene. Die Verwirrung würde wachsen, nicht abnehmen.

Aber ebenso notwendig ist der Geist der Duldsamkeit, der Achtung und des Sinns für Gleichberechtigung jedes fremden Gedankens, der sich vor der Vernunft rechtfertigen läßt. Uns ist die Tyrannei einer Schulmeinung aufs tiefste verhaßt und das Streben nach ihr als ein Zeichen hochmütiger Beschränktheit stets unverständlich erschienen. Wenn es auch nur eine Wahrheit gibt, so sind ihre Keime, vermischt mit Irrtümern, doch seltsam verstreut.

Die Begrenzung des allgemeinen Teils, die auch wegen des äußerst knappen Raumes in der zunächst so geringen Zahl von zwei Heften im Jahre notwendig ist, fordert, daß ein Übergreifen auf Nachbargebiete möglichst vermieden werden soll, wobei freilich die Schwierigkeit besteht, daß (zumal bei Methodenfragen) die Grenzprobleme zu den wichtigsten und lehrreichsten gehören. So werden wir zur Philosophie eine deutliche Grenze im allgemeinen Teile nicht ziehen können und wollen. Nur die Absonderung von der Geschichts- und Rechtsphilosophie sollte immer mehr versucht werden, obwohl sicherlich heute das Problem erst noch zur Diskussion steht. (Vom Standpunkte der Beziehungslehre scheint es uns bereits entschieden zu sein.) Aber im ganzen wird man in diesem Teile von der Annahme ausgehen müssen, daß Sozialphilosophen, Enzyklopädisten, Erkenntnistheoretiker, die die Grundlagen aller oder einzelner bestimmter sozialer Einzelwissenschaften untersuchen, Biologen, theoretische Ethiker, Anthropologen, Statistiker, Demographen, Theoretiker der Sozialökonomik und andere mehr (Naturwissenschaftler ebenso wie Vertreter der Kulturwissenschaften) eingeladen sind, an der Aussprache teilzunehmen. Eine künstliche Grenzziehung wäre hier beim gegenwärtigen Stande unserer Wissenschaft innerlich nicht gerechtfertigt.

Zu den Aufgaben der Zeitschrift gehört schließlich die Mitarbeit an der Überwindung der gegenwärtigen wissenschaftlichen Abtrenntheit Deutschlands auf dem Gebiete unserer Wissenschaft. Zunächst handelt es sich darum, politisch tendenzlos die deutsche Gelehrtenwelt über die literarischen, organisatorischen und Hochschulfortschritte zu unterrichten, die in anderen Ländern auf dem Gebiete der theoretischen Soziologie gemacht werden. Je mehr die wirtschaftlichen Verhältnisse dem einzelnen Forscher die direkte Information erschweren, desto mehr müssen diese Aufgabe die Institute (soweit ihre eigenen Mittel reichen) übernehmen. Unser Kölner Institut kann sie nur in allmählichem Voranschreiten erfüllen, wenn sich ein regelmäßiger Schriftenaustausch zwischen den am Fache beteiligten Gesellschaften und Anstalten aller Länder anbahnt. Wir hoffen, mit unserer Zeitschrift aber auch den Forschern des Auslands zu nützen, denen wiederum die Mitteilungen über das wissenschaftliche Leben in Deutschland immer erwünschter sein werden, je mehr man draußen und drinnen wieder einsehen wird, daß es „nur eine Wissenschaft und nur eine Vernunft“ gibt. Wir dürfen wohl auch an dieser Stelle in Berücksichtigung des Umstandes, daß vorläufig die Möglichkeiten der Fühlungnahme von Gelehrten verschiedener Länder noch spärlich sind, darauf hinweisen, daß sachdienliche Mitteilungen und Sendungen, die dem Fortschritte des wissenschaftlichen Lebens auf dem Gebiete der Soziologie zu dienen geeignet sind, von uns bearbeitet und durch diese Zeitschrift den Kreisen der Interessenten zugeführt werden sollen.

Daß unsere Hefte nicht anderen bestehenden Zeitschriften hindernd in den Weg treten wollen und werden, brauchte kaum ausgesprochen zu werden. Von den gegenwärtig in deutscher Sprache bestehenden Organen ist uns am meisten das Heidelberger „Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik“ benachbart. Aber der Aufgabenkreis und wissenschaftliche Rahmen dieser ausgezeichneten Zeitschrift ist so viel weiter und der Platz, den sie der theoretischen Soziologie einräumen kann, gemessen an der Fülle des sich anbietenden Materials unserer Disziplin, verhältnismäßig so gering, daß es vielleicht für sie eher wünschenswert wäre, wir könnten den Umfang unserer eigenen Hefte größer gestalten, als es jetzt möglich ist. Ähnliches gilt — nur in anderer Richtung — vom „Logos“ und wieder in anderer Abgrenzung von „Schollers Jahrbuch“.

Wenn wir von älteren wertvollen Bestrebungen (besonders Paul Barths, Ludwig Steins und Avenarius) absehen, der Soziologie in Zeitschriften der Philosophie eine gleichberechtigte Stellung einzuräumen, so ist die Zahl von Zeitschriften, die bisher in deutscher

Sprache (nicht nur gelegentlich in einzelnen Beiträgen, sondern ihrem ganzen oder hauptsächlich Inhalte nach) der Soziologie gewidmet waren, recht klein. Dabei scheint es uns eine Pflicht der Dankbarkeit zu sein, daß wir des Versuchs von Eleutheropulos gedenken, (in Verbindung mit Baron von Engelhardt) die „Monatsschrift für Soziologie“ (im Verlage von Fr. Eckardt in Leipzig) herauszugeben. Sie liegt in dem einen, aber vollständigen Jahrgange 1909 vor. Es ist uns nur zweifelhaft, ob man Eleutheropulos' Streben bisher ganz gerecht geworden ist. Sicherlich war der Umstand, daß er als Grieche in der Schweiz eine deutsche Fachzeitschrift redigierte, nicht recht förderlich für ihre Verbreitung im Deutschen Reiche, wo die Zahl derer, die Kenntnis von dem Unternehmen hatten, zu gering war. Um so mehr Veranlassung hat die Redaktion der Hefte, diesen tapferen Vorläufer hier zu nennen. Wir werden in manchem andere Wege einschlagen, als sie der Züricher Gelehrte geschritten ist. Aber wir übersehen nicht, daß mit seinem ersten selbständigen Versuche zu einer wissenschaftlichen deutschen Fachzeitschrift der Soziologie das internationale „Symposion“ verknüpft ist, wo Tönnies, Vierkandt, Worms, Ward, Loria, Novicow, Jerusalem, Posada und — besonders interessant, wenn auch leider infolge des Abbruchs der Monatsschrift unvollendet — Santamaria de Paredes neben anderen bedeutenden Männern über den Gesellschaftsbegriff diskutierten.

Zum Schlusse noch ein kurzes Wort des Dankes an den um die Geschichte der Sozialwissenschaften bereits so verdienten Verlag Duncker & Humblot. Es gehört ein starker Glaube an die Zukunft der deutschen Wissenschaft dazu, in der gegenwärtigen Stunde die Opfer nicht zu scheuen, die für ihn mit der Herstellung und Ausgabe der Vierteljahrshefte verknüpft sind. Wir hoffen, daß die Aufnahme, die unsere gemeinsame Arbeit nicht bloß in engsten gelehrten Fachkreisen, sondern bei allen, die Sinn für das Fortschreiten der Gesellschaftswissenschaften und ihrer praktischen Nutzung haben, findet, das Vertrauen des Verlags rechtfertigen wird.

Aufriß und Aufgaben des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften.

Von
Christian Eckert.

Der Plan zur Einrichtung eines Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften wurde von mir zuerst in einer Denkschrift entwickelt, die ich Anfang 1918 Oberbürgermeister Adenauer vorgelegt habe. Am 6. März 1918 stimmten die Stadtverordneten den vorgetragenen Ausführungen einhellig zu und stellten die nötigen Mittel für Durchführung des Erdachten bereit. Über den Fortgang der Vorarbeiten wie über die möglichen Ziele habe ich im Frühjahr 1918 in Brauns Annalen für soziale Politik (6. Band, 1. Heft) berichtet. Am 1. April 1919 hat das Institut seine zunächst vorbereitende und sammelnde Tätigkeit begonnen.

Vom ausgehenden 19. Jahrhundert an wußte Köln aus eigener Kraft, in eigener Art zu gewinnen, was ihm bislang an wissenschaftlichen Lebensformen gefehlt hatte. Der Einrichtung eines muster-gültigen historischen Archivs folgte schnell der Ausbau einer Reihe wertvoller Museen. Nach Beginn des 20. Jahrhunderts hat dann die Stadt drei Fachhochschulen gegründet, unter ihnen die erste selbständige Handelshochschule Deutschlands, die bei Kriegsausbruch sich hohen Ansehens und der größten Studentenzahl unter ihren Mitschwestern erfreute. Das Forschungsinstitut für Sozialwissenschaften ist ein bedeutsamer weiterer Schritt in dieser Entwicklung, die schließlich 1919 zu dem Aufbau einer neuartigen Großstadtuniversität mit weitgesteckten Zielen führte.

Das Institut dient nach seinen Satzungen der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiet der Sozialwissenschaften, soll den ganzen Umkreis sozialer Fragen in sein Arbeitsgebiet ziehen. Es hat, wie ich in dem oben zitierten Aufsatz betonte, die Aufgabe, „die Gesamtbeziehungen zwischen den gesellschaftlichen Gruppen zu untersuchen, zu beschreiben, zu erklären“. In den Jahren seines Entstehens war bereits erkennbar, welch tiefgreifende Wandlungen durch die Kriegsereignisse in Erscheinung treten würden, die zu dem vielen

noch Ungeklärten auf sozialem Gebiet neue Probleme stellten. Die schnelle Umordnung alles sozialen Lebens sollte schrittweise von wissenschaftlicher Beobachtung begleitet, das über sie zutage tretende Material wenigstens teilweise gesammelt und verarbeitet werden, um späterer Forschung den sicheren Untergrund zur Beurteilung der Ereignisse unserer Tage zu schaffen.

Der Gedanke solcher Forschungsinstitute ist lebhaft umstritten worden. Ob ihre Einrichtung berechtigt, notwendig, zweckentsprechend sei, wurde vielfach erörtert. Für naturwissenschaftlich-technische Fächer haben die Befürworter gut ausgestatteter wissenschaftlicher Arbeitsstätten von vornherein überwogen. Für deren Zweige sind besonders eingerichtete Institute schon vor Jahren aufgebaut worden. Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft darf sich rühmen, eine Reihe naturwissenschaftlicher und technischer Einrichtungen vorbildlicher Art teils selbst geschaffen, teils unterstützt zu haben. Ihr ausgesprochener Zweck ist nach § 1 der Satzungen, „die Wissenschaft durch Gründung und Erhaltung naturwissenschaftlicher Forschungsinstitute“ zu fördern. Die Kaiser-Wilhelm-Institute für Chemie, für experimentelle Therapie, für Arbeitsphysiologie, für Biologie, für Kohleforschung, für physikalische Forschung haben zum Teil schon während der letzten Friedensjahre ausgezeichnete Ergebnisse erzielt. Nach Kriegsbeginn waren ihnen neue Aufgaben zugewachsen, die sie überraschend glücklich zu lösen vermochten. Auch sonst hat im Reich der Naturwissenschaften die Zusammenliederung zu gemeinsamem Zweck, wie sie für die Laboratoriumsarbeit charakteristisch ist, sich durchgesetzt.

Innerhalb der Geisteswissenschaften sind erst die Anfänge des Neuen gegeben; aber es wird immer deutlicher, daß auch ihre weitumspannenden Gebiete selbständiger großer Forschungsinstitute nicht entraten können. Gewiß durchzieht mehr als in den letztvergangenen Jahrzehnten heute die Geisteswissenschaften das Verlangen nach systematischem Aufbau der Ideen, nach theoretischer Vertiefung, nach gedanklicher Durchbildung der in Kleinarbeit aus geschichtlichen Quellen oder statistischen Massenbeobachtungen gewonnenen Ergebnisse. Die Einfügung des Einzelwissens in die großen Zusammenhänge allen Geschehens erscheint gerade nach den Erlebnissen der jüngsten Vergangenheit nötiger als jemals früher. Aber ebenso wie die tieferdringende Kenntnis der Naturkräfte und ihrer Auswertung verlangt auch jedes Arbeiten in den Gebieten der Wissenschaften vom Menschen und seinen gesellschaftlichen Lebensäußerungen die Beherrschung der wichtigsten Materialien, die den festen Untergrund wissenschaftlicher Einordnung bieten. Neben der Be-

wältigung des geistigen Rohstoffs ist das Wissen von anderen und des von ihnen Geschaffenen, also die Kenntnis der Forschungsergebnisse, wie sie in der Literatur festgehalten werden, unerläßliche Voraussetzung fruchtbringender Gedankenarbeit. Auch wer aller Stoffhuberei abhold ist, wird doch heute weniger als früher auf die Werkzeuge für hohe wissenschaftliche Leistungen verzichten können, wie sie uns die letzten Jahrzehnte immer vollkommener geboten haben. Weitschichtige Arbeitsmaterialien sind zugewachsen, die der einzelne in der Regel nicht mehr bewältigen kann, wenn er auf sich allein angewiesen bleibt. Schon die Beschaffung und Sammlung der Bücher, der zahlreichen Broschüren und Zeitschriftenserien und erst recht die Sammlungen von Gesetzen und Entscheidungen, von Verordnungen und Verwaltungsmaßnahmen, des übergroßen Zahlenmaterials statistischer Aufnahmen überschreiten die Finanzkräfte jedes Gelehrten. Die jüngste, noch nicht abgeschlossene Verteuerung der Buchherstellung macht es dem Forscher ganz unmöglich, sich auch nur für ein von ihm gewähltes Spezialfach die nötigen Literaturmittel lückenlos selbst zu beschaffen. So ist heute die Gefahr größer als früher, daß vieles Wertvolle unbeachtet bleibt, daß die Interessierten nebeneinander vorbeiarbeiten, ohne die bereits gewonnenen Ergebnisse zu kennen und richtig fortzuführen. Wenn ein großer rheinischer Kunstsammler mit Recht von den ästhetischen Werten sagte: „colligite fragmenta ne pereant“, so gilt dies auch für wissenschaftliche Stücke, namentlich solche, die in Flugschriftenform, in vielerlei umfassenden Zeitschriften und Zeitungen erschienen sind. Sie sind schwer aufzufinden, sind meist auf schlechtem Holzpapier gedruckt, schnellem Verfall preisgegeben, wenn sie nicht ordentlich verwahrt und sorgsam behandelt werden. Mag noch so viel Entbehrliches der Vergessenheit anheimfallen können, auch hochwertige Leistungen gehen auf diese Weise verloren.

Es genügt nicht, einzelne große Zentralbibliotheken anzulegen. Sie müssen zu viel Disziplinen nebeneinander pflegen, können gerade der kleinen und kleinsten Literatur nicht auf allen Gebieten Aufmerksamkeit schenken. Zudem ist deren Benutzung erschwert. Die sog. Friedhöfe dieser Hauptbibliotheken, d. h. die großen Bestände von Büchern und Materialien, die ruhen, ohne je angefordert zu werden, sind nur zum Teil dadurch entstanden, daß das einmal historisch Gewordene lediglich noch einzelne interessiert. Ganz sicher bleiben viele Bestände allumfassender Bibliotheken auch ungenutzt, weil in ihnen die Systematisierung außerordentlich erschwert ist, die Spezialia dort nicht gesucht oder nicht gefunden, nicht schnell bereit gestellt werden können. Vollständiger und nutzbringender zu-

gleich ist eine Bücher- und Materialiensammlung anzulegen, die sich auf bestimmte Fächer beschränkt, die aber innerhalb dieser nahezu Vollständigkeit anstrebt. Nicht nur die Bewahrung, sondern auch die beste Ausschöpfung des Gesammelten wird in ihr ermöglicht, um so leichter, wenn das Institut neben den sachlichen Darbietungen auch über die persönlichen Hilfskräfte verfügt, die der einzelne Gelehrte bei der Studierstubenarbeit meist entbehren muß.

Das Gesagte gilt in besonderem Maße auf dem kaum zu überschauenden Gebiet der Sozialwissenschaften, für die Erforschung von Zuständen und Erscheinungen des sozialen Zusammenwirkens der Menschen. Die Literatur weniger Fächer findet sich, neben beträchtlichen Hochleistungen, in gleich starkem Ausmaß durchsetzt von populären, nach Parteischablonen abgestempelten, nach Schlagworten ausgerichteten Ausführungen. Gerade hier ist nicht nur Sammlung, sondern auch Sichtung und Systematisierung mit den nötigen Hilfskräften eine der wesentlichen Voraussetzungen, um nutzbringender wissenschaftlicher Weiterarbeit die erforderlichen Unterlagen zu bieten.

Die einschlägige sozialwissenschaftliche Literatur und die in Frage stehenden Urmaterialien sind zu sammeln. Die das Sozialleben berührenden Gesetze, Verordnungen, Verwaltungsberichte, Statistiken, nicht nur, soweit sie sich in Büchern finden, sondern auch, soweit sie in periodischen Veröffentlichungen und Broschüren zerstreut sind, müssen vereinigt werden. Anlage einer Kartothek, der Nachweis für Stand- und Fundort einzelner Darlegungen kann die im Original nicht vorhandenen Zeitschriften, Broschüren und Bücher ergänzen. Auch neue Materialien sind durch das Forschungsinstitut selbst durch Organisation von Rundfragen zu gewinnen, die an Einzelpersonen wie an Verbände und Behörden gerichtet werden. Durch fachmännisch gebildetes Personal muß das auflaufende Material geordnet und ständig ergänzt werden. Zeitraubende Vorarbeiten können dem Stab von Gelehrten abgenommen werden, der für die Forschung berufen und bestellt ist.

Verglichen mit der Forschungsweise einzelner Gelehrter, die für sich oder mit einem kleinen Kreis von Mitarbeitern ihre Aufgaben erledigen, bietet so das Institut die Vorzüge, wie sie der Großbetrieb allem Schaffen, auch höchstwertiger wissenschaftlicher Qualitätsarbeit vermittelt. Die Vereinigung in wohlvorbereiteten wissenschaftlichen Wirkensstätten, die ausgerüstet sind mit allen beschaffbaren Hilfsmitteln, mit tunlichst vollständiger Sammlung der einschlägigen Materialien, gibt nicht zu unterschätzende Vorbedingungen für Durchhellung vielumfassender Problemreihen. In-

stitute solcher Art erleichtern bei wissenschaftlichen Untersuchungen die zweckmäßige Zerteilung der Aufgaben, führen zu einer in Einzelstudien spezialisierten, in den Endzielen zusammengefaßten Forschungsweise.

Die Durchführung großer Untersuchungen gewinnt besonderen Reiz und eigenartige Förderung, wenn verschiedene Persönlichkeiten, die auf dem Boden gegensätzlicher Weltanschauung stehen, in wechselseitiger Ergänzung nebeneinander an ihnen sich beteiligen. Eine vollkommene Voraussetzungslosigkeit gibt es nicht. Jeder, auch der absichtloseste Forscher, ist zum mindesten unbewußt abhängig von Einflüssen, die sein eigener Lebensgang ihm eingepflanz hat, wenn er auch in starker Selbstzucht gewohnt ist, kritisch bei allen seinen Arbeiten zu bleiben. Jedem ernstesten Forscher wird gerade, weil er bei seinen Untersuchungen nur das Bestehende absichtslos erkennen, den Wandel deuten, die Ursachen aufhellen will, die Zusammenarbeit mit Andersdenkenden, aber Gleichgerichteten willkommen sein. In der Vorbereitung von Untersuchungen, bei der Ausarbeitung weitgreifender Pläne, im öfteren Austausch über Forschungsmethoden und Forschungsziele werden Fehlerquellen sich ausgleichen, die aus ungewollter, aber nie ganz auszuschließender Subjektivität herühren. Allerdings wird die Organisation gemeinsamer Arbeiten, namentlich größerer Forschungsreihen, bei systematischer Aufteilung unter eine Anzahl von Gelehrten, ähnlich wie dies in naturwissenschaftlichen Laboratorien der Fall ist, niemals leicht sein. Bei dem sehr individuell abgestimmten empfindlichen Menschenmaterial, wie es Gelehrte nun einmal darstellen, bieten sich eigenartige Schwierigkeiten, die nicht wegzuleugnen sind. Aber trotz einzelner Nachteile, trotz unausbleiblicher Hemmungen überwiegt der Vorteil bei Gesamtleistungen, wenn es gelingt, den beteiligten Forschern genügende Selbständigkeit und Entwicklungsfähigkeit zu lassen und doch wieder die wechselseitige Ergänzung und Zusammenfügung der Leistungen zu erzielen.

Das Institut in Köln soll sich in eine soziologische, sozialpolitische und sozialrechtliche Abteilung gliedern, von denen die beiden erstgenannten bereits eingerichtet sind. In der soziologischen Abteilung werden die Grundtatsachen des gesellschaftlichen Seins untersucht. Auf Erfahrungen des Lebens und der Geschichte fußend, sollen die Beziehungen der sozialen Schichten und Stufungen aller Stände aufgeklärt werden. In den Kreis dieser Beobachtungen gehören die gesamten Wechselwirkungen der Einzelberufe und Bevölkerungsgruppen zueinander und gegeneinander. Für die Ergänzung und den Widerstreit der Volksklassen, für die auf- und niederschwingende soziale

Schichtenbildung wird Deutung und Lösung gesucht. Die Inangriffnahme und Enträtselung von einzelnen Fragen wird wesentlich dazu beitragen, den heute noch verschwommenen Begriff der Soziologie mit seinem fließenden Inhalt mehr und mehr zu klären¹⁾.

In der zweiten Hauptabteilung sind Untersuchungen über die Aufgaben anzustellen, die in Gegenwart Gesetzgebung und Verwaltung beschäftigen. Es gehören hierher insbesondere, aber nicht ausschließlich, Arbeiter-, Angestellten- und Mittelstandsprobleme. Das Forschungsinstitut hat nicht die Aufgabe, selbst unmittelbar mit Vorschlägen für Gesetze und Verordnungen an die Öffentlichkeit zu treten. Alles, was über die Aufhellung der einzelnen Tatsachen und die Zergliederung der Tatsachenzusammenhänge, über die Erfassung von Ursache und Wirkung hinausgeht, wird für die Arbeiten auch dieser Abteilung abgelehnt.

Später sollen in einer dritten Abteilung die besonderen sozialrechtlichen Probleme gegliedert, soll ihre Bearbeitung in Angriff genommen werden.

Völlige wissenschaftliche Unabhängigkeit ist allen, die am Institut mitwirken, für ihre Arbeiten gewährleistet.

Die Organisation der wissenschaftlichen Arbeiten ist auf dem Kollegialsystem aufgebaut, innerhalb dessen das Institut den Eigenanträgen, der wissenschaftlichen Unternehmungslust der hauptberuflich Beteiligten, am vollkommensten Rechnung tragen kann. An der Spitze jeder Abteilung steht das aus einem oder mehreren Direktoren gebildete Abteilungsdirektorium. Die Abteilungsdirektoren treten unter dem Vorsitz des ersten geschäftsführenden Direktors zum Kollegium der Direktoren zusammen. Dieses Direktorenkollegium hat die Interessen des Instituts wahrzunehmen und die gemeinsamen Arbeiten des Instituts zu erledigen. Es gehören insbesondere zu seinen Befugnissen die Beratung der Forschungspläne, die Stellung von Anträgen zur Inangriffnahme neuer Untersuchungen, über Beschaffung von Sammlungsmaterial und Studienmitteln, Vorschläge an das Kuratorium über die Verteilung der Mittel auf die Abteilungen, unter Berücksichtigung der geplanten oder begonnenen Arbeiten. Die Beschlüsse des Direktorenkollegiums werden mit einfacher Stimmenmehrheit der anwesenden Mitglieder gefaßt. Oft wiederholte Durchberatung der laufenden wissenschaft-

¹⁾ Vgl. dazu aus jüngster Zeit Georg v. Below, Soziologie als Lehrfach, in Schmollers Jahrbuch 43 H. 4. Gegen ihn v. Wiese, Soziologie als Einzelwissenschaft, in Schmollers Jahrbuch 44 H. 2; Tönnies, Soziologie und Hochschulreform, Weltwirtsch. Archiv Bd. 16, H. 2, und Singer, Die Krisis der Soziologie, ebenda.

lichen Unternehmungen scheint unerlässlich, um in absehbarer Zeit einwandfreie und verwertbare Resultate zu erzielen.

Neben dem Vorsitz in dem für die wissenschaftlichen Arbeiten gebildeten Kollegium der Direktoren hat der erste geschäftsführende Direktor auch die unmittelbare verwaltungsmäßige Gesamtleitung des Instituts, unter Mitwirkung des Kuratoriums, d. h. der Finanz- und obersten Verwaltungsbehörde der Anstalt. Er vertritt das Institut nach außen, hat die Beachtung der für das Institut erlassenen Bestimmungen zu überwachen und ist für ordnungsmäßige Verwendung der für Institutzwecke überwiesenen Mittel verantwortlich.

Erster geschäftsführender Direktor ist der Verfasser dieser Zeilen. Das Abteilungsdirektorium der soziologischen Abteilung wird durch die Direktoren Professor Dr. Scheler und Professor Dr. von Wiese gebildet; Direktor der sozialpolitischen Abteilung ist Staatsminister a. D. Professor Dr. Lindemann.

Ob und inwieweit ein Forschungsinstitut mit anderen wissenschaftlichen Instituten zusammenzufügen ist, wird von Fall zu Fall zu entscheiden sein. Daß nicht alle Hochschulen dafür geeignet sind, wird jedem klar, der sich die Gedanken zu eigen gemacht hat, wie sie beispielsweise Hermann Schumacher in seinem Gutachten zur Hamburger Universitätsfrage¹⁾ geäußert hat. Weder die Anfangsuniversitäten der Kleinstadt noch die mehr der Staatsverwaltung als der Wissenschaft dienenden Examensuniversitäten bieten dazu Anreize. Nur die Arbeitsuniversitäten in den Mittelpunkten deutscher Kultur, in den Großstädten, die ohnehin schon Gelegenheit geben, im Bereich der zum Beruf erwählten Disziplinen sich tunlichst gründlich zu vertiefen, kommen in Frage. Es wird sich aber selbst dort nicht darum handeln, Forschungsinstitute den Universitäten, ähnlich wie ihre eigenen Unterrichtsinstitute und Seminare, einzugliedern. Auch das mustergültige, von Bernhard Harms ins Leben gerufene Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr in Kiel, hat seine Eigenstellung und Eigenart bewahrt und sich auf eine gewisse Fühlungnahme mit der Universität beschränkt. Grundsätzlich verfolgen Universitätsseminare und Forschungsinstitute ganz verschiedene Aufgaben.

Die Universitätsseminare sind und bleiben in erster Linie Lehranstalten. Sie suchen zwar auch in gemeinsamer Arbeitsstätte die Zersplitterung der Einzelarbeiten zu überwinden; aber ihre Leiter sind durch die pädagogischen Pflichten so stark in Anspruch genommen, daß sie für Anlage und Fortführung weitgreifenderer

¹⁾ Vgl. Schmollers Jahrbuch 1918, Bd. 42, Heft 1.

Forschungsarbeiten nicht immer Zeit und Kräfte behalten. Bei der Beschränkung der Seminar Mittel muß die Auswahl der Bücher, die sich meist nur zu einer notdürftigen oder eben ausreichenden Fachbibliothek zusammenstellen lassen, im wesentlichen unter pädagogischen Gesichtspunkten gewählt werden. Auch liegt eine Hemmung wissenschaftlicher Arbeiten in den Seminarteilnehmern selber. Es sind die Anfänger, die Lehrlinge der Wissenschaft, die sich in ihnen zusammenfinden, um überhaupt erst wissenschaftlich arbeiten zu lernen, die zugleich notwendig eine möglichst vielseitige Ausbildung suchen. Ihre Interessen gehen meist sehr auseinander; sie wissen oft selbst noch kaum, wohin sie das Leben treibt. So gelingt es nur selten der überragenden Persönlichkeit des einen oder anderen Gelehrten, für eine Reihe von Semestern ein bestimmtes Arbeitsgebiet systematisch in Angriff zu nehmen. Meist müssen die Seminarleiter sich darauf beschränken, den Neigungen ihrer Schützlinge bei Auswahl der Studiengebiete weitgehend Rechnung zu tragen und sich dann bei der Fülle verschiedenartiger Themen, die zur Behandlung stehen, damit begnügen, die methodologischen Probleme, die bei einzelnen Arbeiten zutage treten, in Aussprachen und Vorträgen zu erörtern. Der Seminarleiter hat als erstes Ziel die Studenten, nicht die Forschung im Auge zu behalten. Bei Fertigstellung von Dissertationen soll der Studierende die wissenschaftliche Arbeitsweise kennen lernen; bedeutungsvolle wissenschaftliche Ergebnisse sind dabei selten zu gewinnen, werden nur ausnahmsweise gefunden.

Das Forschungsinstitut soll viel unmittelbarer der fortschreitenden Erkenntnis dienen; es muß nach der sachlichen wie personellen Seite hin anders orientiert werden. Für den Forschungszweck ist schon die Sammlung des wissenschaftlichen Apparates anders anzulegen. Sie kann auf manches, was die Seminare bringen müssen, z. B. Lehrbücher in den neuesten Auflagen, verzichten. Dagegen muß sie die wissenschaftliche Fachliteratur bis zu den entlegensten Broschüren zusammenbringen. Sie soll, wie oben dargelegt, neben den Büchern auch die Urmaterialien aufstapeln. Studenten können nur in Ausnahmefällen als Mitarbeiter in Frage kommen. Nur solche, die Begabung und Neigung zum künftigen Forscher in sich tragen, und auch sie nur gegen Ende oder nach Abschluß ihrer Studienzeit, sind als Hilfsarbeiter, später als Assistenten heranzuziehen. Lediglich der angehende, in der Einzelarbeit sich spezialisierende Gelehrte, nicht der künftige „praktische“ Volkswirt, kann an einem Forschungsinstitut für Sozialwissenschaften mitarbeiten. Der größte Teil der Arbeiten kann nur durch Persönlichkeiten geleistet werden, die für ihre Untersuchungen ausdrücklich berufen und bestellt sind.

Auch nach Gründung der Universität Köln ist das Forschungsinstitut selbständig geblieben und nicht deren Rahmen eingefügt worden. Es steht neben der Universität und den sonstigen wissenschaftlichen Anstalten der Stadt Köln. Mit der Universität ist das Forschungsinstitut organisch nur insoweit zusammengefaßt, wie dies ein wahrhaft wissenschaftlicher Betrieb und die Auswertung aller vorhandenen Möglichkeiten erfordert. In den Satzungen ist bestimmt, daß die Einrichtungen des Instituts den Dozenten und Studenten der Universität zu Unterrichts- und Studienzwecken zur Verfügung stehen, soweit sich dies mit den Forschungszielen des Instituts vereinigen läßt. Andererseits sind die Institutsdirektoren als Professoren an der Universität auch lehramtlich tätig, soweit dies ihren Neigungen entspricht und sich mit den Institutsarbeiten vereinbaren läßt. Verfasser dieses Aufsatzes und Professor von Wiese sind etatsmäßige ordentliche Professoren. Professor Scheler ist persönlicher Ordinarius, Professor Lindemann ordentlicher Honorarprofessor an der Universität.

Die Ergebnisse der ganzen Forschungstätigkeit sollen in wissenschaftlich einwandfreier Weise festgelegt und, soweit tunlich, veröffentlicht werden.

Das Institut plant zunächst drei Arten von Veröffentlichungen. Einmal die „Forschungen“, d. s. in der Regel Sammlungen von Beiträgen über einen sozialwissenschaftlichen Gegenstand, unter Herausgabe eines dem Institut angehörigen Fachmannes, die in abgeschlossenen Bänden zusammengefaßt werden. Sie bringen die Ergebnisse größerer Untersuchungsreihen, von denen derzeit zwei im Gang sind. Aus der ersten Abteilung des Instituts wird eine Publikation über die „Soziologie des Volksbildungswesens“ hervorgehen. Die Gesamtanlage dieser Forschungsreihe, ihre Gliederung und Aufteilung, ist nach den Plänen Professor von Wieses, dem auch die Durchführung obliegt, durch das Direktorenkollegium beschlossen worden. Es ist gelungen, neben dem Herausgeber für diese Veröffentlichung eine Reihe fachkundiger, mit den Einzelfragen vertrauter Mitarbeiter zu gewinnen. Professor Dr. Scheler wird Beiträge zu dieser Untersuchung liefern. Aus der zweiten Abteilung wird im Laufe des kommenden Jahres eine Untersuchungsfolge über die Ergebnisse der „Erwerbslosenfürsorge in der deutschen Republik“ erscheinen, die Professor Dr. Lindemann durchführen läßt.

Weiter gibt das Institut die vorliegende Vierteljahrsschrift heraus, für die vorerst in jedem Jahr zwei soziologische und zwei sozialpolitische Hefte in Aussicht genommen sind. Die Redaktion der soziologischen Hefte hat Professor von Wiese, die der sozialpolitischen Professor

Lindemann übernommen. Beide Serien werden durch das herausgebende Institut zusammengehalten, haben aber getrennte Redaktionen, sind auch in den Aufgaben, den angewandten wissenschaftlichen Methoden, der Inhaltsanordnung und Textdarbietung verschieden.

Als dritte Reihe wird das Institut geschlossene Werke über besondere Gegenstände der Soziologie, die als „Bücher des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften in Köln“ bezeichnet werden, herausgeben.

Durch die Dreierheit der Veröffentlichungen ist für die am Institut arbeitenden Gelehrten die Möglichkeit wissenschaftlicher Betätigung nach zwei Hauptrichtungen gegeben. Einmal sind Veröffentlichungen gewährleistet, die nur durch Verbindung einer größeren Zahl von Mitarbeitern rechtzeitig und erfolgreich zu Ende geführt werden können. Bei ihnen kommt es für die Institutsdirektoren, soweit sie nicht selbst die Bearbeitung von Einzelproblemen übernehmen, darauf an, die nötigen Anregungen zu geben und die Leitung des Ganzen festzuhalten. Daneben haben sie Publikationsmöglichkeit für die ebenso notwendigen Einzeluntersuchungen, bei denen jeder auf sich allein angewiesen bleibt, sich höchstens auf die Hilfeleistung seines Assistenten stützen kann.

Ein endgültiges Urteil über Wert oder Unwert des Begonnenen kann erst die Zukunft fällen. Möge nach Verlauf von Jahrzehnten sich erweisen, daß die Gedanken, die zur Gründung des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften in Köln geführt haben, fruchtbringende Keime bargen, die in ernster Arbeit zum Ausreifen gekommen sind.

Die positivistische Geschichtsphilosophie des Wissens und die Aufgaben einer Soziologie der Erkenntnis.

Von
Max Scheler.

Die Probleme einer Soziologie des Wissens und Erkennens sind bisher in ihrer Fülle, Gliederung und ihren inneren Abhängigkeiten voneinander noch kaum gesehen und richtiggestellt, geschweige gelöst worden. Während die soziologische Betrachtungsweise z. B. in der systematischen Kunstwissenschaft und Kunstgeschichte ¹⁾ längst Bürgerrecht erlangt hat, nicht minder auch die Soziologie der religiösen Glaubensgemeinschaften durch E. Troeltsch, Max Weber, W. Dilthey und andere reiche Förderung erfuhr, finden sich bei deutschen gelehrten Schriftstellern eigentlich nur sporadische Bemerkungen über den Zusammenhang von gesellschaftlicher Kooperation, Arbeitsteilung, Geist und Ethos einer führenden Gruppe mit der Struktur der Philosophie, der Wissenschaft, ihrer jeweiligen Gegenstände, Ziele, Methoden, ihren jeweiligen Organisationen in Schulen, Erkenntnisgesellschaften (z. B. platonische Akademie, peripathetische Schule, moderne und mittelalterliche Organisation des Standes der Forscher und Gelehrten usw.). So ist z. B. bei G. Simmel ²⁾, F. Tönnies ³⁾, bei W. Sombart ⁴⁾, bei W. Dilthey ⁵⁾, H. Bergson ⁶⁾ viel Wertvolles ausgeführt über den notwendigen Zusammenhang der Herrschaft einer die Körper dequalifizierenden, quantitativen und vorwiegend mechanischen Natur- und Seelenbetrachtung mit der steigenden Herrschaft von Industrie und Technik, deren Vertreter, an der Spitze der Gesellschaft stehend, sich nicht

¹⁾ Siehe neuerdings Hausenstein, Die Kunst und die Gesellschaft. München 1916, Pieper.

²⁾ Siehe G. Simmel, Philosophie des Geldes.

³⁾ F. Tönnies, Geschichte der philosophischen Terminologie; ferner: Gemeinschaft und Gesellschaft.

⁴⁾ W. Sombart, Der moderne Kapitalismus.

⁵⁾ W. Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften und besonders „Das natürliche System der Geisteswissenschaften“ (in W. Diltheys Schriften II. Teubner 1914).

⁶⁾ H. Bergson, Matière et Mémoire und L'évolution créatrice.

über das Wunder der Natur immer neu meditativ besinnen wollen, (wie etwa die erste Kaste der Brahmanen im indischen Gesellschaftsbau), nicht sie staunend kontemplieren und ihr Wesen durch rationelles Denken ergründen (wie die griechischen Denker, freie Männer mit einer Sklavenwirtschaft als soziale Unterbasis), sondern sie für menschliche Zwecke leiten und beherrschen wollen („Wissen ist Macht“, Bacon); ferner über den gleichzeitigen Zusammenhang derselben quantifizierenden Weltbetrachtung mit der die Güter zur „Ware“ dequalifizierenden Geld- und Erwerbswirtschaft. Sombart schreibt — stark übertreibend —: „Der Geist der modernen Naturforschung (Galilei, Ubaldi, Huygens, Newton) ist aus dem Geist der doppelten Buchführung und des Hauptbuches geboren.“ Hier liegen überall wertvolle Ahnungen vor. Aber noch fehlt vollständig eine tiefere Begründung dieser und analoger geschauter Zusammenhänge, die nur geleistet werden könnte durch den fruchtbaren Zusammenschluß einer vertieften Erkenntnistheorie der mechanischen Naturlehre mit der Ethoslehre der Menschengruppen (denn das herrschende Ethos gibt einer Wissenschaft ja das „Ziel“ der Forschung, von dem ihre Denkformen und -methoden wiederum abhängen), und mit der genau aufgefaßten Geschichte des Emporkommens dieser Art von Weltbegreifung gegenüber der mittelalterlich-scholastischen Denkweise, die Natur als ein abgestuftes Reich von Formtätigkeiten begriff, gleich wie sie Gesellschaft als abgestuftes Reich von Ständen anschaute. Feine Bemerkungen über den nationalen Geist der Franzosen, Engländer, Deutschen in Mathematik und theoretischer Physik finden sich bei P. Duhem ¹⁾, der diese Wissenschaften mit der gleichzeitigen Kunst (Drama, Roman), dem Staats- und Wirtschaftsaufbau, den Sitten- und Wertungsweisen des Landes sehr feinsinnig vergleicht, so daß das Antlitz des national-eigenartigen Genius uns auch aus der französischen englischen, deutschen exakten Wissenschaft klar entgegenleuchtet. O. Spengler hat dann diese Methode, auch die Wissenschaft auf die jeweilige „Seele der Kultur“ und ihr nach seiner Meinung in je bestimmten Phasen schicksalsmäßiges Sichauswirken zurückzuführen, ziemlich dilettantisch ins Grotteske gesteigert, — in einem Maße, daß der tatsächliche internationale und durch Aufblühen, Reife und Untergang der nationalen Kulturen (oder der sonstwie durch Einheit der Sprache, der Religion, des Staatsgedankens, der Rasse, je vorwiegend abgegrenzten Kulturkreise) nie vollständig unterbrochene

¹⁾ Pierre Duhem, Ziel und Struktur der physikalischen Theorie. Leipzig 1908, A. Barth.

rationale geschichtliche Sinnzusammenhang der Fortschritte des Wissens ganz unbegreiflich wird. Es ergeben sich also hier z. B. die prinzipiellen Fragen, die nur im engsten Zusammenhang einer reinen Erkenntnissoziologie (als Teiles der philosophischen Erkenntnistheorie) lösbar sind: 1. In welchem Maße sind die verschiedenen Wissenschaften je kulturseelehaft gebunden (z. B. national)? — Philosophie und Metaphysik sind es sicher weit mehr als die positiven Wissenschaften; die Geisteswissenschaften weit mehr als Mathematik und Naturwissenschaften; die Biologie weit mehr als die Physik usw. 2. Was an den Wissenschaften, z. B. der indischen, griechischen, modernen Mathematik, ist in dieser Art gebunden, was dagegen ist als „Wahres“, als „Resultat“ ablösbar von den besonderen Schauformen auf die Gegenstandswelten, ferner ablösbar von den nationalen oder kulturhistorisch bedingten „Methoden“ und „Denkformen“? 3. In welchen Aufgaben der Forschung können sich die „Begabten“ aller Nation- und Kulturkreise prinzipiell beliebig vertreten, also auch beliebig kooperieren; in welchen ist dagegen wesensmäßig schon durch die Natur des Gegenstandes solche Vertretung ausgeschlossen, so daß nur die Kooperation der Nationen selbst als je individueller geistiger Kollektivwesen (nicht also beliebiger Glieder derselben untereinander) und nur die gegenseitige Ergänzung ihrer besonderen Anlage Schau- und Denkformen eine möglichst adäquate Erkenntnis des Gegenstandes ergeben kann? 4. Welche Erkenntnistteile und Wissenschaften welcher Gegenstände können je das Sinken einer zusammenhängenden Volkskultur so überdauern, daß sie mit der Wissenschaft einer neuen oder anderen Kulturseele in stetigem Sinnzusammenhang und damit in eine kontinuierliche Fortschrittsbewegung treten können, welche aber nicht? Solche Spezifikationen und Verfeinerungen der Fragestellung sind meines Wissens noch kaum vorgenommen worden, und ganz besonders fehlt bisher der Zusammenhang der Theorie der Erkenntnis mit den soziologischen Fragestellungen. Nur die positivistische Philosophie A. Comtes, Herbert Spencers u. a. haben die Erkenntnistheorie mit der soziologischen Statik und Dynamik in engeren Zusammenhang gebracht.

Comtes berühmte Einteilung der Wissenschaften steht in engem Sachzusammenhang mit seinem Gesetz der drei Stadien, durch die sich jeder Teil des Wissens hindurchentwickeln soll, in dem eine Wissenschaft um so früher vom theologischen zum metaphysischen Stadium, vom metaphysischen zum positiven gelangen soll, je einfacher und abstrakter (in der Ordnung der Tafel) ihre Gegenstände sind. Das positivistische Ideal des Wissens aber, an dem diese

Entwicklungslinie schließlich gemessen wird (und das der Ausgangspunkt ihrer Konstruktion ist), besteht in der ungeheuren Beschränkung des Erkenntniszieles: 1. auf das „voir pour prévoir“ oder Aufnahme nur derjenigen Weltinhalte und Beziehungen in das erkennende Bewußtsein, durch die man Zukünftiges vorhersehend lenken kann; 2. auf die Auffindung bloßer Gesetze (quantitativ bestimmbarer Relationen) der sensuellen Erscheinungen mit Absehung von allen Fragen nach dem „Wesen“ der Dinge, ferner nach den „Substanzen“ und „Kräften“. Es ist aber ein großer Mangel und eine erhebliche Lücke, daß diejenige Philosophie, die — wie zum größten Teile die deutsche — alle positivistisch-sensualistische Erkenntnislehre als vollständig falsch und überwunden ansieht, es bisher nicht zu einer soziologischen und geschichtsphilosophischen Lehre von den Formen erkennender Kooperation und von den Entwicklungsgesetzen der verschiedenen Teile und Arten des Wissens gebracht hat, die den analogen positivistischen Lehren die Spitze bieten könnte.

Darum habe ich in der soziologischen Abteilung des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften an der Universität Köln mir es unter anderem zur Aufgabe gesetzt, im engen Zusammenhang mit dem System der Philosophie, das ich seit Jahren ausbaue, auch der Soziologie des Erkennens eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Der Raum, der hier zur Verfügung steht, verbietet es, auch nur ein genauer detailliertes Programm dieser Aufgaben zu entwickeln. Als Einführung in diese Arbeiten will ich hier die positivistische Erkenntnissoziologie einer kurzen Kritik unterziehen.

Die positivistische Lehre von den drei Stadien ist in jeder Form, sowohl in derjenigen, die Comte, Mill, Spencer, als in Deutschland Mach und Avenarius ihr gegeben haben, von Grund aus irrig. Das religiös-theologische Erkennen und Denken, das metaphysische Erkennen und Denken und das positive Erkennen und Denken sind nicht historische Phasen der Wissensentwicklung, sondern essentielle, dauernde, mit dem Wesen des menschlichen Geistes selbst gegebene Geisteshaltungen und „Erkenntnisformen“. Keine kann die andere je „ersetzen“ oder „vertreten“. Die Aufgabe des Verstehens der Welt aus personalen Ursachen, die Aufgabe, die Wesens- und ewigen Ideenzusammenhänge, die im zufällig Wirklichen realisiert sind, für die schauende Vernunft einsichtig zu machen, und die Aufgabe, die Erscheinungen in einer mathematischen Symbolik eindeutig zu ordnen, zu klassifizieren und nach allen Arten ihrer Abhängigkeiten voneinander eindeutig zu bestimmen, sind Aufgaben gleich ursprünglichen Rechtes und haben sich auch gleich ursprünglich aus dem mythischen Denken voneinander abdifferenziert.

Über den ganz tiefen Irrtum des Positivismus Comtes, die Religion sei eine primitive Naturerklärung gewesen, durch die sich die soziale Gruppe der Natur angepaßt habe, sie müsse also durch den Fortschritt der Wissenschaft allmählich zersetzt werden und schließlich aussterben, bedarf es heute keiner Aufklärung mehr. Er verkennt das Wesen der Religion als *Lebensgemeinschaft* der Person und des überindividuellen Ganzen der Gruppe mit einer heiligen Macht, die als Grund aller Dinge angeschaut ist. Ebenso wenig ist die Religion, wie Fichte, Hegel, Schelling, Schopenhauer, Hartmann dachten, eine sekundär bildhaft gewordene Metaphysik, eine „Metaphysik fürs Volk“. Hier sah vielmehr in einem Punkte Comte richtiger als der deutsche Idealismus, wenn er das theologische Denken dem metaphysischen vorangehen und es von ihm bedingt sein ließ. Die metaphysischen Gedankensysteme, die wir kennen — das indische, griechische, christliche und moderne —, tragen immer den Stempel ihrer religiösen Umwelt. Gleichwohl ist die Metaphysik kein „Entwicklungsstadium“ der Religion, sondern differenziert sich von ihr so ursprünglich, als sie sich von den positiven Wissenschaften differenziert. Auch der Versuch W. Diltheys¹⁾, der zwar die Religion, nicht aber die Metaphysik in einer dauernden Anlage des menschlichen Geistes gründen läßt, in der Metaphysik also nur eine historische Kategorie sieht, ist als mißlungen anzusehen.

Es sind drei völlig verschiedene Motive, drei völlig verschiedene Gruppen von Akten des erkennenden Geistes, drei verschiedene Ziele, drei verschiedene Persönlichkeitstypen und drei verschiedene soziale Gruppen, auf denen Religion, Metaphysik und positive Wissenschaft beruhen. Auch die historischen Bewegungsformen der drei geistigen Mächte sind wesensverschieden.

Dem *Motiv* nach beruht die Religion auf dem unwiderstehlichen Drang der Persönlichkeit nach geistiger Selbstbehauptung durch Bergung, Rettung des Personkernes in eine personhafte, heilige, weltlönkende Macht. Die Metaphysik beruht auf immer neuer *Verwunderung*, daß überhaupt etwas sei und nicht lieber nichts sei. Die positive Wissenschaft beruht auf dem Bedürfnis Natur, Gesellschaft und Seele zu *lenken* nach Zielen und Zwecken, die sich als „beliebige“ von den je besonderen Zwecken abgehoben, haben, in denen der beruflich arbeitende Mensch verflochten ist. Darum ist die positive Wissenschaft nur da entstanden, wo sich eine *arbeitende* Klasse mit einer höheren Klasse, die Freiheit und Muße hatte, langsam durchdrang; — in größtem Maße im europäischen

¹⁾ W. Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften.

Stadtbürgertum. Die Religion gründet in aufnehmenden, besonderen Akten des Geistes (Hoffen, Fürchten, Lieben, Wollen, Erkennen usw.), die alle das gemeinsame Merkmal haben, daß endliche Welt-erfahrung ihnen, als Gegenstand und Ziel vorgehalten, keine Erfüllung geben kann, und daß sie etwas als „heilig“, „göttlich“ Gedachtes zu ihrem Gegenstand haben ¹⁾. Die Metaphysik erreicht ihr Ziel — Wesenserkenntnis — durch wesenschauende Vernunft, nicht also in Beobachtung und mittelbarem Folgern; die Wissenschaft ihr Ziel in Beobachtung, Experiment, Induktion, Deduktion. Ziel aller Religion ist das Heil der Person und der Gruppe, Ziel der Metaphysik ist höchste Personbildung durch Weisheit. Ziel der positiven Wissenschaft ist ein Weltbild in mathematischen Symbolen, das mit bewußter Vernachlässigung alles Wesenhaften an der Welt nur die Beziehungen der Erscheinungen in sich aufnimmt, um nach ihm die Natur zu lenken und zu beherrschen.

Die Religion hat ihren führenden Typ im „homo religiosus“, dem Heiligen, d. h. einem Menschentyp, der ausschließlich um seiner charismatischen Qualität willen Glauben, Gefolgschaft, Vertrauen findet. Er begründet seine Worte nicht an Sachnormen, die außerhalb seiner sind, sondern fordert Glauben nur, weil er als Person so redet, handelt, und auf Grund seines besonders erlebten Verhältnisses zu Gott. Dem „Heiligen“ tritt der „Priester“ als Kulttechniker und als kirchliche Amtsperson zur Seite; seine stets abgeleitete Autorität ruht auf der charismatischen Qualität des Stifters der Religion und Kirche oder Sekte. — Der Führertyp in der Metaphysik ist der Weise, eine eigenartige, personhafte, geistige Gestalt, die vom „homo religiosus“ ganz verschieden ist; er gibt irgendein System des Wissens von der Wesensstruktur, d. h. den Urkonstanten der Welt — also immer eine ganze Welt, nicht Fach-, Berufswissen u. dgl. Aber er begründet, was er behauptet, in letzten unmittelbaren Einsichten, die zu vollziehen er auffordert. Der Führertyp in der positiven Wissenschaft ist der Forscher, der nie ein Ganzes, Fertiges, kein „System“ geben will, sondern nur an irgendeinem Punkte fortführen will den unendlichen Prozeß „Wissenschaft“. Dem „homo religiosus“ entsprechen als sozialer Kreis die Kirchen, Sekten, Gemeinden; dem Weisen die „Schulen“ (im antiken Sinne); dem Forscher die stets nach Internationalität strebende „wissenschaftliche Republik“ mit ihren Organisationen (z. B. Universitäten, Fachschulen, Akademien, gelehrte Gesellschaften).

¹⁾ Eingehendes findet sich über diese Dinge in meinem Buche: Vom Ewigen im Menschen. I. Bd. Leipzig 1921.

Die geschichtlichen Bewegungsformen dieser drei Grundarten von Erkenntnis sind — was der Positivismus ganz verkannte — nicht minder grundverschieden. Da alle Religion auf gläubiger, freier Annahme dessen beruht, was die charismatische Person von Gott, sich selbst und vom Heile lehrt, ist sie stets ein Ganzes, schlechthin Abgeschlossenes, Vollendetes. Der Führer und das Vorbild ist hier immer der „Einzige“, der keinen anderen als „Mittler“ neben sich duldet. Irgendwie sagt jeder große Religionsstifter: „Wer nicht für mich, ist wider mich.“ Alles, was Entwicklung, Fortschritt heißen kann, ist hier nur das tiefere Eindringen in den „Offenbarungsgehalt“, d. h. in das, was der ursprüngliche „homo religiosus“ von Gott geschaut und gelehrt hat. Sonst gibt es nur Entsetzung des einen „Einzigen“ durch einen anderen „Einzigen“, nicht aber in selbem Sinne eine Anerkennung einer Mehrheit gleich ursprünglicher Führer, wie in Philosophie, Kunst, Wissenschaft. Ferner ist es der Religion wesentlich, daß eine religiöse Bewegung, Erneuerung, Wandlung nie prospektiv erfolgt, sondern retrospektiv als ein „Zurück zu den Quellen“, als „Wiederherstellung eines Verlorengegangenen“, als Reformation. Nie will der „homo religiosus“ etwas bewußt Neues lehren, immer ein Altes.

Der Positivismus geriet in seine tiefen Irrtümer über die soziologische Dynamik des Wissens, weil er in engstem Sinne europäistisch orientiert war, d. h. weil er die dazu noch einseitig gesehene westeuropäische Bewegungsform des Wissens während der letzten drei Jahrhunderte — ein minimales und örtlich eng begrenztes Kurvenstück der geistigen Menschheitsentwicklung — für ein Gesetz der ganzen Menschheitsentwicklung nahm. Das ist der unermeßliche Irrtum seiner Fortschrittslehre. Was religiöse und metaphysische, zeitgeschichtliche Dekadenz einer kleinen Gruppe der Menschheit war (als negatives Korrelat des positiv-wissenschaftlichen Fortschritts) — die Dekadenz des bürgerlich kapitalistischen Zeitalters —, nahm er für einen normalen Prozeß des „Absterbens“ des religiösen und metaphysischen Geistes überhaupt. Darum vermochte er auch eine der fundamentalsten Tatsachen universalgeschichtlicher Wissensentwicklung nicht zu sehen: das verschiedene Maß von Verteilung der Fähigkeiten zu den drei, dem Menschengeiste wesentlichen Erkenntnisarten innerhalb der großen Kulturkreise der Menschheit und die verschiedenen Sozialstrukturen, die ihrer Auswirkung entsprechen. Der intellektuelle Status des indischen und ostasiatischen Kulturkreises ist gekennzeichnet dadurch, daß die metaphysische Geisteshaltung die Oberherrschaft hat, sowohl über die positiv wissenschaftliche wie über die religiöse.

Darum gibt es hier nicht Fortschritt des Wissens im Sinne eines unendlichen Prozesses, nicht arbeitsteilige rationale Fachwissenschaft, die, einem beruflich geschiedenen Volkskörper und einem geschulten Fachbeamtentum dienend, ein Weltbild zu erzeugen sucht, durch das man die Welt technisch beherrschen kann, sondern es gibt etwas ganz anderes. Es gibt an erster Stelle eine immer neue Einübung von geistigen Haltungen, durch die man weise wird, wobei der Stoff, an dem man diese geistigen Haltungen einübt, fix bleibt, sich nicht wesentlich verändert oder vermehrt. Diesen Stoff bilden die alten Schriftdenkmäler der vorbildlichen Weisen (z. B. die vedischen Texte, die Traditionen Buddhas, Konfuzius, Laotse usw.). Sie sind nicht Lernstoff, sondern Übungsstoff zur Übung der geistigen Funktionen — Meditationsstoff. Man liest sie nicht, um zu wissen, was in ihnen steht — dazu würde ein- oder zweimalige Lektüre genügen —, sondern man liest sie immer wieder, um an ihnen (als Beispiel) verbunden mit einer vorgeschriebenen Seelentechnik neue und immer höhere Bewußtseins h a l t u n g e n einzuüben, die man dann in jedem Augenblick des Lebens der ganzen Welterfahrung gegenüber anwenden kann. So ist „Bildung“, „Gestaltung“ des Menschen in Indien wie China das Ziel dieser Art „Wissenschaft“, nicht Kenntnis von Regeln, nach denen man Natur lenken kann. Sie b e g i n n t mit der Seele und steigt von hier zu der Ordnung der toten Welt herab, im Gegensatz zur europäischen Wissenschaft, die vom Toten über das Lebendige zu Seele und Gott hinaufsteigt. Die obersten Klassen in Indien und China sind in diesem Sinne ebenso einseitig auf Bildung gerichtet wie in Europa auf Leistung und Lenkung. Zu jeder Art von Wissenschaft gehört eine Art von Technik. Zum asiatischen Wissensideal gehört notwendig die Bio- und Seelentechnik der Selbsterlösung (Vergegenständlichung alles Begehrens, Wollens, aller Leidenschaften und Affekte vor einem nur rein schauenden Verhalten); zum europäischen Ideal gehört die anorganische Technik der Naturbeherrschung.

Nicht darin irrte der Positivismus, daß er den religiösen Sinn des Menschen als Erkenntnisorgan im Laufe der Geschichte als mehr abnehmend denn zunehmend ansah; er irrte vielmehr darin, daß er das gleiche auch von den religiösen Bedürfnissen behauptet — dem Drang nach Religion; und daß er im Abnehmen der seelisch geistigen Dispositionen, mit dem Transzendenten in u n m i t t e l b a r e F ü h l u n g zu treten, auf Grund seiner falschen Fortschrittslehre (einem europäistischen Vorurteil) auch ein Zeichen dafür sah, daß dem Gegebenen des religiösen Sinnes keine objektive Realität zukomme. Der richtige Schluß aus dieser Abnahme ist aber nur die

Einsicht, daß in religiösen Dingen die je spätere Menschheit nur zu beweisen habe, was die frühere erkannt hat — soweit nicht neue freie Selbsterschließungen Gottes an den Menschen vorliegen und Glauben finden.

Auch die Metaphysik schreitet nicht im selben Sinne fort wie die positive Wissenschaft. Die möglichen Metaphysiken sind ihren Hauptschemata nach eine Zahl begrenzter Typen (W. Dilthey), die immer wiederkehren und auf den verschiedensten Niveaus wissenschaftlicher Ausbildung und Begründung immer wieder miteinander in Kampf und Auseinandersetzung treten. Das liegt in der Natur der metaphysischen Erkenntnisart, deren Grundmittel die Wesenschau ist. Wesen und Wesenzusammenhänge sind ja Weltkonstanten; ihre Erkenntnis ist evident, abgeschlossen und gegenüber dem Quantum induktiver Erfahrung a priori. Die metaphysische Erkenntnis ist also bei jedem geschichtlichen Stand der positiven Wissenschaft als des jeweiligen Quantum von Menschheitserfahrung möglich. Ihr fehlt notwendig der Charakter des „unendlichen Prozesses“, der überall vorliegt, wo beobachtet, induziert und deduziert wird. Wie der Metaphysik der kumulative „Fortschritt“ fehlt, der zum Wesen der positiven Wissenschaft gehört, so fehlt ihr aber auch die Begleiterscheinung des „Fortschritts“: die Entwertung des je früheren „Standes der Wissenschaft“. Die Systeme Platons und des Aristoteles, Augustins, Descartes, Leibnizens, Kants usw. sind nicht veraltet wie heute die Chemie Lavoisières oder die Mechanik Newtons. Sie können nie veralten. Die Metaphysik „wächst“ also in ihren verschiedenen Typen und vervollkommnet sich, indem sie wächst; aber sie schreitet nicht fort¹⁾. Die Metaphysik ist ferner, da sie Werk des Weisen und System ist, nicht arbeitsteiligen Betriebes fähig, wie es die positive Wissenschaft ist. Sie bleibt personhaft gebunden an das geistige Antlitz ihres Urhebers, dessen Widerschein seine „Welt“ ist. Die großen Metaphysiker sind darum unersetzlich — die großen Entdeckungen in den positiven Wissenschaften, z. B. Trägheitsprinzip, Satz von der Erhaltung der Energie, zweiter Wärmesatz, sind dagegen von vielen Forschern zugleich gemacht worden²⁾. Der Stand der Probleme und der Automatismus der Methode scheint die positiv wissenschaftlichen Resultate wie von selbst hervorzutreiben. Die „Forscher“ erscheinen oft nur als Diener, Sprachrohre der Methode

¹⁾ Hegels Irrtum war, der Religion dieselbe Bewegungsform zu geben, wie sie die Metaphysik hat. Das ist sein falscher Gnostizismus.

²⁾ Siehe A. Vierkandt, Die Stetigkeit im Kulturwandel.

und des wissenschaftlichen, kontinuierlichen, sachlogischen Prozesses. Platos und Kants Werk sind dagegen einmalig, und man kann nicht denken, daß ein anderer hätte finden können, was sie fanden. Ferner bleiben die Metaphysiker national und kulturkreishaft gebunden. Die indische Metaphysik konnte nur in Indien, nicht in Griechenland, die griechische nicht in Indien entstehen. Die positive Wissenschaft bewegt sich hingegen arbeitsteilig, unpersönlich, kontinuierlich, international und kumulativ fortschreitend mit Entwertung des früheren Standes.

So sind Religion, Metaphysik und positive Wissenschaft nach allen diesen Richtungen wesensverschieden und als Aufgabe und Problem dem Menschengenosse ursprünglich eigen. Daraus folgt als praktische Forderung für den Aufbau der Bildungsorganisationen eines jeden Volkes, daß in einem solchen Aufbau nicht eine einseitige Ausbildung in einer der Richtungen dieser Erkenntnisarten, sondern eine harmonische Ausbildung in allen gegeben werden muß. Was für die Ausgestaltung des deutschen Bildungswesens dieser fundamentalen Forderung folgt, soll an anderer Stelle dargelegt werden.

Max Weber als Soziologe.
Ein Wort zum Gedächtnis.
Von
Paul Honigsheim.

Als Max Weber von uns gegangen war, haben Nachrufe ihn das eine Mal als bahnbrechenden Denker, das andere Mal als politische Potenz geschildert. Manche haben ihn aber auch als unausgeglichene, widerspruchsvoll-reizvolle Gestalt im Gedächtnis behalten oder doch zum mindesten auf die Fülle divergierender Interessen hingewiesen, welche in ihm scheinbar unverbunden nebeneinander gelagert waren. Und in der Tat mußte für denjenigen, der nicht ganz tief in ihn hineingeschaut, die Versuchung nahe liegen, so zu urteilen. Hat doch selten einer sich so wie dieser Mensch in seinem äußeren Verhalten der Welt gegenüber selbst zergliedert und sich bei jeder Gelegenheit nicht als Ganzheit, sondern bewußt als Angehörigen einer bestimmten Sphäre gegeben — als empirischen Einzelwissenschaftler in Schriften, als akademischen Lehrer auf dem Katheder, als Parteimann auf der Tribüne, als homo religiosus im engsten Kreis. Trotzdem mußte sich die Frage heranschleichen, ob sich nicht hinter all diesen Schachtelungen, hinter diesen getrennten Sphären, die fast nur im franziskanischen Nominalismus ihr Analogon fanden, eine Ganzheit verbarg, ja, ob nicht sogar letztere nur in einer solchen Form ihre adäquate Ausgestaltung finden konnte. Vielleicht daß uns da seine Entwicklung einen Fingerzeig geben kann.

Anfangs und der Absicht nach Politiker, durch Krankheit lange an weiterer Betätigung dieser Art verhindert, entwickelte er sich als Gelehrter vom Rechts- und Wirtschaftshistoriker zum Nationalökonom, zum Erforscher der Beziehungen zwischen Religion und Wirtschaftsleben, zum Religionssoziologen, zum Soziologen schlechthin, trat, wieder gesundet, erneut in das politische Leben, ließ das andere mehr und mehr fahren, blieb dabei aber Soziologe. Zwar trennte er Politik und Soziologie schärfer denn je. Und doch muß

man fragen: Gehörten beide, denen er doch treu blieb, und die er gleichzeitig betrieb, gehörten sie bei ihm zusammen, war bei ihm vielleicht diese Trennung äußerlicher Art notwendig, um seine letzte Einheit auswirken zu können? Um diese Frage, der die folgenden Zeilen gewidmet sein sollen, zu lösen, sei zunächst ein kurzer Blick auf seine einzelnen soziologischen Gedanken gestattet.

Der bisherige Wirtschaftshistoriker und Mitarbeiter des Vereins für Sozialpolitik wurde außerhalb wirtschaftswissenschaftlicher (und politischer) Kreise erstmalig bekannt durch seine Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen der protestantischen Ethik und dem Geist des Kapitalismus¹⁾. Nicht er ist es, der die Puritaner und Cromwellschen Reiter erst wieder entdeckt hat; das hatte vor ihm der mildere, von ihm aber verehrungsvoll geliebte Georg Jellinek getan²⁾ und ihre Bedeutung als Urheber der später von der französischen Revolution und vom Liberalismus in den Vordergrund gerückten individuellen, staatsfreien Sphäre betont. [Jetzt aber war durch Max Webers Spezialuntersuchung zum erstenmal die prinzipielle Frage aufgeworfen: Inwiefern bildet das religiöse Verhalten von Menschen eine unter den möglicherweise verschiedenen konstitutiven Komponenten für die konkrete Ausgestaltung des Wirtschaftslebens eines bestimmten Zeitalters, Volksstammes usw.? Damit war nicht nur von einer ganz neuen Seite her in den marxistischen ökonomischen Geschichtsmaterialismus eine Bresche gelegt, es war vielmehr, da das von der Religion beeinflusste Wirtschaftsleben seinerseits wieder gesellschaftschichtend wirkt, das Hauptobjekt der religionssoziologischen Forschung gegeben und der Zukunft ein neuer Weg gewiesen. Schon durch dies Werk hat sich Max Weber, so sehr er selbst in Einzelwissenschaft und Empirismus verwurzelt war und blieb, als ein Glied innerhalb jenes ganzen Kulturkomplexes dokumentiert, der sich als Gegenschlag gegen das naturalistische und intellektualistische Zeitalter bezeichnen läßt, und aus dem auch jene Form von Neuromantik hervorgehen sollte, gegen die nicht zuletzt gerade er sich einmal wenden würde.] Bevor wir uns aber hierzu und vorher zu dem für seine ganze theoretische und praktische Stellungnahme charakteristischsten Begriff, demjenigen der Wert-

¹⁾ Archiv für Sozialwissenschaften, Bd. XX und XXI, Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr 1904 und 1905. Neuerdings abgedruckt in „Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie von Max Weber“, Bd. I. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr 1920.

²⁾ Georg Jellinek, Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte, München und Leipzig, Verlag von Duncker & Humblott.

Kölner Vierteljahrshefte. Heft 1.

freiheit, wenden, sei noch auf ein anderes unter seinen Betätigungsfeldern hingewiesen, auf seine Untersuchungen über die *verstehende Soziologie*¹⁾, weil auch sie ihn letztlich als einen in demselben Zusammenhange stehenden erweisen, von dem wir soeben sprachen²⁾. Er geht aus von der Möglichkeit eines durch *Deutung* gewonnenen Verständnisses menschlichen Verhaltens, lehnt aber ein Sichbegnügen mit einer solchen Deutung ab, da auch das Vorhandensein eines hohen Maßes von Evidenz noch nicht von der Notwendigkeit einer Kontrolle durch die gewöhnlichen Methoden kausaler Zurechnung entbindet, und da erst, wenn letzteres geschehen, aus einer „Deutung“ eine „verständliche Erklärung“ geworden ist. Als das höchste Maß von Evidenz besitzend, erscheint ihm die *zweckrationale Deutung*, wobei unter zweckrationalem Sichverhalten ein solches verstanden wird, welches ausschließlich orientiert ist an „als adäquat vorgestellten Mitteln für subjektiv eindeutig erfaßte Zwecke“. Trotz der starken Evidenz des zweckrationalen Sichverhaltens hat es nun aber die Soziologie doch nicht speziell mit der rationalen Deutung zu tun, vielmehr mit den *zweckirrationalen Affekten* nicht minder, wenn sie auch zunächst aus rational verständlichen Zusammenhängen des Handelns zu deuten versucht. Denn mit Handeln hat sie es zu tun, das heißt mit einem durch Sinn spezifizierten Sichverhalten zu Objekten, und zwar mit einem Handeln, welches auf das Verhalten anderer bezogen, dadurch mitbestimmt und aus dem Bezogensein auf das Verhalten anderer erklärbar ist. Hierbei differenziert sie nach der sinnhaften Bezogenheit, deren Gleichheit aber nicht an die Gleichheit der „im Spiel befindlichen psychischen Konstellationen gebunden ist“, so daß es Kategorien der verstehenden Soziologie gibt, welche, wie z. B. das möglicherweise durch gerade entgegengesetzte psychische Konstellationen bedingte „Gewinnstreben“, in keine Psychologie gehören. Verstehende Soziologie ist demnach kein Teil der Psychologie. In dieser Auffassung bekundet sich eine völlige Verschiedenheit von einem ganzen Komplex insbesondere ausländischer Soziologen, die letztlich gleichfalls dem vorhin gestreiften naturalistischen Zeitalter der Rechenhaftigkeit zuzuzählen sind, und zu welchen wir Max Weber in Gegensatz stellten.

¹⁾ Vgl. besonders den Aufsatz „Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie“, in der Zeitschrift „Logos“ Bd. IV, 1913. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr. S. 253 ff.

²⁾ Wie die Verlagsbuchhandlung J. C. B. Mohr in Tübingen mitteilt, soll sein umfassendes soziologisches Werk unter dem Titel „Wirtschaft und Gesellschaft“ als Abteilung III des Grundrisses der Sozialökonomie im Laufe der nächsten Monate erscheinen.

Auch sonst läßt sich die gleiche Gruppierung deutlich erkennen: Hatte sich oben in den Schriften über protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus die denkbar stärkste Betonung des religiösen Erlebnisses, also des Nicht-Intellektuellen, in seiner welt-historischen Bedeutung bekundet, so finden wir jetzt neben der Abtrennung von der Psychologie eine Herauspräparierung des Zweck-Irrationalen in seiner ganzen Tragweite und bewegen uns somit beidemal wieder in der Atmosphäre, die außer durch Max Weber selbst durch eine Fülle von Namen, von Bergson bis Spengler, um nur zwei der Genanntesten anzuführen, gekennzeichnet ist.]

Nichts aber von allem, was Max Weber getan, gesagt und geschrieben hat, ist derartig besprochen, kommentiert, mißverstanden und verlacht worden wie seine Lehre von der Wertfreiheit in den soziologischen Wissenschaften. Sie ist schließlich bis in Parlamentsreden, Parteiversammlungen und den Berliner Untersuchungsausschuß über die Schuld am Kriege gewandert. Aus diesen Gründen sowie deshalb, weil sie, wie wir nachher sehen werden, in Wahrheit das Allerpersönlichste, nur aus diesem Charakter und seinem Lebensschicksal Begreifbare ist, sei es gestattet, hier etwas eingehender von ihr zu handeln. Doch empfiehlt es sich, diese individual-psychologische Bedingtheit des Gedankenkomplexes vorderhand auszuschalten, einem letzten Abschnitt zu überlassen und hier nur die zusammengedrückte Darstellung selbst zu bringen. Beiseite gelassen bleibe außerdem das oft damit verknüpfte pädagogisch-organisatorische Problem der Werturteile im Universitätsunterricht, das zwar dem Urheber selbst als eine nicht unwichtige Konsequenz erschien, ihm auch nicht wenig Feindschaft eingebracht hat, aber nicht in den Rahmen dieser Blätter gehört. Über die Theorie selbst aber bleibe dann folgendes zu sagen ¹⁾:

Anknüpfend an Rickerts Lehre vom Unterschiede zwischen Wertungen und Wertbeziehungen, aber unter selbständiger Anwendung auf die Gesellschaftswissenschaft, hat er unter Wertungen in diesem Zusammenhange ausschließlich praktische Wertungen sozialer Tatsachen verstanden als „unter ethischen oder unter Kulturgesichtspunkten oder aus anderen Gründen praktisch wünschenswerter oder unerwünschter“ Tatsachen. Dem Forscher gegenüber wird nun als erste Forderung diese erhoben, daß er die Konstatierung

¹⁾ Vgl. insbesondere seinen Aufsatz „Der Sinn der Wertfreiheit der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften“ in der Zeitschrift „Logos“ Bd. VII S. 40 ff. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr 1917/18.

empirischer Tatsachen (zu welchen natürlich ihrerseits wiederum die Wertungen von seiten einzelner Menschen oder Menschengruppen gehören können) und andererseits seine eigenen, praktisch wertenden, d. h. also diese Tatsachen (gegebenenfalls also auch jene Wertungen einzelner Menschen oder Menschengruppen) als gut oder schlecht bewertende Stellungnahme als zwei gänzlich voneinander getrennte Dinge auseinanderhalte. Untersucht man nun, eingedenk dieses Imperativs, die Wertstandpunkte jener¹ bewertenden Menschen, so gelangt man zu einer verstehenden Erklärung ihrer, und zwar in dem früher dargelegten Verstande dieses Terminus. Die Wichtigkeit eines derartigen wissenschaftlichen Verfahrens erhellt daraus, daß es die Möglichkeit verschafft, die letzten Motive menschlichen Handelns kennen zu lernen, ferner die wirklichen gegenseitigen Wertungsstandpunkte der einzelnen wertenden Menschen und Menschengruppen, gegebenenfalls auch des Forschers selbst herauszupräparieren. Aus einer solchen Vorarbeit ergibt sich ferner die Möglichkeit einer „Deduktion der Konsequenzen für die wertende Stellungnahme, welche aus bestimmten letzten Wertaxiomen folgen würde“, wenn sie allein der praktischen Bewertung des Faktischen zugrunde gelegt würden. Außerdem kann man die tatsächlichen Folgen feststellen, welche eintreten würden, wenn man sich den Problemen gegenüber in seinem praktischen Verhalten ausschließlich durch jene erforschte wertende Stellungnahme beherrschen ließe, indem man nämlich die Notwendigkeit, bestimmte Mittel zu verwenden, und die Unvermeidbarkeit „nicht direkt gewollter Nebenfolge“ darlegt, womit schließlich auch die Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit der Durchführung bestimmter Wertforderungen rebus sic stantibus erwiesen ist. Zu solchen Zuständen, welche die Durchführbarkeit bzw. Nichtdurchführbarkeit der Wertpostulate mit bedingen, gehört auch dasjenige, was man mit einer nicht besonders glücklichen Übertragung naturwissenschaftlicher Termini auf die Sozialwissenschaften „Entwicklungstendenzen“ genannt hat. Aber auch aus der Erkenntnis ihrer kann nichts für die bewertende Stellungnahme Maßgebendes erschlossen, vielmehr nur festgestellt werden, welche Mittel zur Verwirklichung letzter, aber eben schon gegebener Zwecke gewählt werden müssen. Insbesondere kann aus dem Vorhandensein bestimmter derartiger Entwicklungstendenzen nicht gefolgert werden, ob eine Einstellung bzw. eine aus ihr resultierende Handlung, welche ihnen Rechnung trägt, höher zu bewerten ist als eine solche, welche dies nicht tut, und etwa die Don-Quichote-Rolle vorzieht. Demnach läßt sich auch über die Berechtigung, den Wert oder Unwert des „Real-Politikers“, der also auf solche „Ent-

wicklungstendenzen“ Rücksicht nimmt, auf Grund solcher Untersuchungen eine Aussage nicht machen. Und ebenso verhält es sich mit dem sogenannten „Fortschritt“ auf politischem, ökonomischem und gesellschaftlichem Gebiet, soweit man nicht unter „Fortschritt“ nur ein „Fortschreiten“ irgendeines „konkreten, isoliert betrachteten Entwicklungsprozesses“ versteht; dann nämlich verwendet man den Begriff völlig wertfrei, und man kann z. B. von „Fortschreiten der Differenzierung“ auf dem Gebiete der irrationalen Inhalte unseres seelischen Verhaltens in den letzten Jahrzehnten reden. Das gleiche ist man in Hinsicht auf den „technischen Fortschritt“ zu tun berechtigt. Man muß dann Technik identifizieren mit „rationalem Sichverhalten“ und so sagen: Wird der Satz, die Maßregel x ist das einzige Mittel zur Erreichung des Erfolges y (den man auf empirischem Wege konstatieren kann), von Menschen „bewußt für die Orientierung ihres auf den Erfolg y eingestellten Handelns verwertet“, so ist ihr Handeln technisch richtig. Wird dann das menschliche Verhalten in diesem Sinne technisch richtiger, so ist es gestattet, von einem „technischen Fortschritt“ zu reden. Und schließlich ist es dann auch noch möglich, ohne Wertung von „ökonomischem Fortschritt“ zu sprechen, allerdings auch nur, wenn man eine Fülle von Voraussetzungen macht, von denen die wesentlichsten diese sind: gegebene Bedürfnisse, gegebene Art der Wirtschaftsordnung, gegebene Möglichkeit der Mittelbeschaffung. Bei diesen und anderen Annahmen würde ein „ökonomischer Fortschritt“ in einer Annäherung an das Optimum der Bedarfsdeckung liegen. Immer also kann sich der Fortschrittsbegriff nur auf das Technische beziehen, d. h. auf das Mittel für einen eindeutigen Zweck. Wird nun schließlich das für uns normativ Gültige zum Objekt soziologischer Untersuchungen gemacht, so verliert es in diesem Zusammenhange „als Objekt den Normcharakter; es wird als seiend, nicht als gültig behandelt“. So ist z. B. auch die für uns richtige Mathematik oder das Einmaleins, da wo es Objekt soziologischer Untersuchung ist (etwa bei einer statistischen Untersuchung über das Vorkommen von Rechenfehlern bei Angehörigen verschiedener Gesellschaftsklassen oder größerer bzw. kleinerer im gleichen Raume arbeitender Menschengruppen), nichts als eine „konventionell in einem Menschenkreise geltende und in mehr oder minder großer Annäherung befolgte Maxime des praktischen Verhaltens“. An den Forscher ergeht aber andererseits wiederum die Aufforderung, gegebenenfalls von diesen seinen konventionellen Gepflogenheiten abstrahieren und sich in ein davon abweichendes, ihm nach seinen Gepflogenheiten als normativ „falsch“ erscheinendes Denken ver-

stehend einfühlen zu können, womit wir wieder bei dem früher über die verstehende Soziologie Gesagten angelangt sind.

Wer aus dem bisher Dargelegten das Fazit ziehen wollte, der müßte wohl zu einem Urteil über Max Weber gelangen dahingehend, daß wir es bei ihm mit einem Denker zu tun haben, der zwar, was Methode und Inhaltsbestimmung der Soziologie betrifft, einen eigenen Standort eingenommen und manche Begriffe, auf welche andere weniger acht gegeben, scharf herauspräpariert hat, der aber schließlich doch nur unus ex multis gewesen ist — ein Spezialist, der, wie andere auch, sich in Gegensatz zu der kritiklosen Übertragung naturwissenschaftlicher Begriffe und Gesetze auf das geisteswissenschaftliche und soziale Gebiet gestellt und seine Aufgabe in der sauberen Bearbeitung einer Sonderdisziplin, analog etwa den Psychologen und naturwissenschaftlichen Empirikern, erblickt hat. Und in der Tat, wohl selten hat in unseren Tagen einer so scharf wie dieser seinen Charakter als denjenigen eines Fachmenschen bezeichnet. Insbesondere sein Schwanensang, die Münchener Rede „Wissenschaft als Beruf“¹⁾, tut dies kund. Sie tut aber noch mehr und meldet denen, die es noch nicht wußten, was ihm Soziologie, was ihm Wissenschaft war, vor allem aber, was sie ihm nicht war. Denn wie hätte letztere ihm etwa „alles“ oder „das Höchste“ bedeuten können — sie, über deren Wert oder Unwert, Sinn oder Nichtsinn mit wissenschaftlichen Mitteln selbst schlechterdings nichts ausgesagt werden konnte, sie, die den Menschen weder zur Natur, noch gar zu Gott oder auch nur zum Glück zu führen in der Lage war. Und so, wie ihm denn Philosophie in erster Linie Logik war, also ein Objekt, mit dem man sich befassen sollte nicht um dessen selbst willen, sondern zwecks Schärfung der eigenen Denkfähigkeit, die man dann auf anderen Gebieten verwenden konnte, und wie sie ihm ferner Erkenntnistheorie war, ein Mittel also letztlich, sich der Grenzen der Erkenntnis bewußt zu bleiben, so war ihm auch die Einzelwissenschaft nicht Selbstzweck, sondern ein Mittel für einen höheren, von jeglicher wissenschaftlicher Erkenntnis unabhängigen Zweck. Ein Mittel, nämlich eine Möglichkeit der Beherrschung eines technischen Apparates zur Verwirklichung von Zwecken, die aus einer außerwissenschaftlichen Zielsetzung stammten, die ein Gott oder Dämon dem Menschen eingegeben hatte. Denn hier liegt wohl der Angelpunkt seines Daseins: Max Weber hat an der Wissenschaft gelitten, er

¹⁾ Geistige Arbeit als Beruf. Vorträge von dem Freideutschen Bund. I. Vortrag. Prof. Max Weber (München): Wissenschaft als Beruf. München und Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot 1919.

ist sich mit Simmel durchaus im klaren darüber gewesen, daß jenes Gebilde, welches wir „Wissenschaft“ nennen, die Parallelerscheinung zur naturalistisch-kapitalistischen Lebensform darstellt, ferner darüber, daß es in dem ganzen Umkreis der Erde nie etwas Analoges gegeben hat¹⁾, und daß sie eine Ausdrucksform der „gottfernen“ Zeit sei, in der zu leben wir verdammt seien. Er hat an ihr gelitten, er hat sie aber erduldet und zu ihrem Ertragen gemahnt. Bekämpft hat er diejenigen, die sie durch einen kühnen Sprung in die Zukunft glaubten von sich werfen zu können, und hat sich aus diesem wie aus anderen Gründen gegen den Sozialismus gewandt. Gehaßt aber hat er den „Neuromantiker“, dem er den Mut, in solcher Epoche nun doch zu leben, absprach, jenen Menschen nämlich, der sich selbst suggerierte, noch die Naivität, noch die Religiosität des Primitiven oder des Mittelalterlichen zu haben, der sich in den Verzückungen mystischer Schauung tummelte oder den Weg in die Gebundenheitskultur alter Kirchlichkeit zurückfand. Dem letzteren hat er verziehen, wenn er das sacrificio dell' intelletto brachte; er hat ihn nicht anerkannt, wenn er für seinen Schritt wissenschaftliche und philosophische Gründe ins Treffen führte. Denn wie sehr er an der „gottfernen“ Zeit gelitten, nicht gelitten hat er unter ihrem Agnostizismus. Im Gegensatz zu seinem älteren Freunde Jellinek, der sich aus dem Neukantianismus heraus nach Mystik und Metaphysik, nach Schelling und Hegel zurückgesehnt, hat er aufgeatmet, sobald wieder einmal neue Grenzen der Erkenntnis gezogen, wieder einmal die Unmöglichkeit, objektiv gültige Werturteile zu fällen, erwiesen worden war. Denn von letzteren war es nur noch ein Schritt zur Werthierarchie, zur Heiligsprechung und Gradabstufung nicht zuletzt der gesellschaftlichen Verbände, der Institutionen, nämlich des Staates, der Kirche, der Partei, der Universität, des Schulzusammenhangs u. a. m. Dann aber wäre im Konfliktsfalle zwischen einem von ihnen und dem Individuum bzw. zwischen mehreren unter ihnen eine Norm des praktischen Verhaltens für den einzelnen gegeben gewesen. Deren Anerkennung zu verhindern, erschien ihm aber als eine der wesentlichsten Aufgaben. Der Verwirklichung des Zieles zuzustreben, welches einem ein Gott oder Dämon gezeigt, das hatte er verlangt. Ihm jedenfalls hatte sein Dämon eingegeben, daß es in dieser durchaus nicht ausschließlich sinnbehafteten Welt einen ewigen Kampf gäbe zweier Gewalten gegeneinander, des Lichtreiches, nämlich eben

¹⁾ Vgl. insbesondere seine Vorbemerkung zum Buch: „Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie“. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr 1920. S. 1 ff.

jener Kämpfer, welche nicht aus Rücksicht auf die Möglichkeit eines früher oder später eintreffenden Vollkommenheitszustandes, sondern als Kämpfer um der Kampfbewegung willen anstürmten gegen jene andere Welt, das Reich der Finsternis, nämlich eben jene Vergesellschaftungen und Institutionen, [welche sich anmaßen, mehr zu sein, als was sie sind, welche in ihrer vermeintlichen Rolle als metaphysische Realitäten, als Abbilder, als Verwirklichungen des Gottesgeistes oder als was immer die Staatsmetaphysiker, Hegelianer, positiv-gläubigen Kirchenrechtler ihre Institutionen bezeichneten, das Individuum in der freien Entfaltung zu behindern oder gar zu unterdrücken suchten.] Diese Weltansicht und ihre Umsetzung in die Tat brachte ihn dank ihres letztlich metaphysisch-dualistischen Kernes in die Nähe von mittelalterlichen Ketzern, von taboritischen Helden und Cromwellschen Heiligen. Sie brachte ihn mit ihrer Betonung der Bewegung nicht in die Nähe der marxistischen Eschatologen und revisionistischen Relativisten, wohl aber in die Nachbarschaft der Anarchisten und vor allem der Bergson'schen Syndikalisten. Sie machte ihn nun zwar einerseits zum Feinde des Konzessionenmachens, sie machte ihn andererseits aber nicht zum Utopisten. Tröltzsch hat Max Weber einen Politiker genannt ¹⁾; daß er auch noch einiges mehr war, sahen wir; in der Tat aber war er auch ein Realpolitiker, und er war es aus Askese. So wie Puritaner und Pietisten, die er wieder hat erstehen lassen, sich zum glücklosen Leben der Tagesarbeit und des ökonomischen Erwerbes zwangen, so verlangte er um der Zucht des Geistes willen logisches und erkenntnistheoretisches Studium, so erheischte er aber vor allem die glücklose einzelwissenschaftliche Arbeit zwecks Beherrschung des technischen Apparates, der notwendig ist zur Verwirklichung von Zielen, die einer außerwissenschaftlichen Quelle entstammen. Eines der höchsten dieser Ziele aber war ihm jener geschilderte Kampf um des Kampfes willen und die Umwandlung der Menschen aus Apparaten jener Institutionen, aus Beamten jener metaphysischen Realitäten in Kämpfer gegen jede „Verapparatisierung“, mit einem Wort in „menschliche Helden.“ Dazu aber sollte die Wissenschaft die Waffe bieten, die Erkenntnistheorie, indem sie jedem Wertanspruch der Institutionenvertreter gegenüber die Unmöglichkeit eines Fällens von Werturteilen und eines Aufstellens einer Werthierarchie erwies, die Soziologie, indem sie den schlechthin relativistischen Charakter der Verbände zeigte, einem jeden unter ihnen entgegenhielt, daß er nur eine Vergesellschaftungs-

¹⁾ In seinem Nachruf in der „Frankfurter Zeitung“.

form neben vielen anderen sei und einen Wertvorrang aus wissenschaftlichen Prämissen heraus niemals erheischen könne. Und so baute er sich aus erkenntnistheoretischem Agnostizismus und soziologischem Relativismus eine Plattform der Negativität, auf der nun der menschliche Held sich betätigen sollte; sich betätigen — nicht aber sich austummeln. Denn wohl sollte er ungehemmt sein durch Staatsmetaphysik und andere nicht daseinsberechtigende Ideen, nicht aber durch Soziologie. Denn er sollte ja nicht Utopist, sondern Realpolitiker sein. Und dazu sollte ihm die Soziologie verhelfen. Nicht indem sie ihm Ziele der Menschheitsentwicklung oder seines eigenen Tuns predigte, sondern indem sie sagte: wenn du diese Form der Vergesellschaftung willst, so mußt du unter diesen und jenen Umständen die und die Mittel anwenden; ferner: wenn du bei solchen ökonomischen, außenpolitischen und anderen Zuständen diese Mittel verwendest, so werden außer den von dir erwünschten soziologischen Folgen die und die Nebenfolgen soziologischer Art sich einstellen (z. B. Entwicklung oder Zurücktreten religiöser Vergesellschaftungstendenzen u. a. m.). Und wenn man sich diese beiden Bedeutungen vergegenwärtigt, die für Max Weber die Soziologie hatte, nämlich jene negative, die den Verbänden ihren rein relativistischen Charakter vorhält, sowie jene positive, die dem menschlichen Helden die Waffen zum Kampfe bietet, so lösen sich auch die scheinbaren Widersprüche, die man in ihm hat sehen wollen, in nichts auf. Man begreift vielmehr, daß dieser Mensch, der ein metaphysisch-dualistischer Kämpfer war, eben weil er nicht Utopist, sondern aus Askese Realpolitiker war, aus der gleichen Askese heraus sich der entgötterten Einzelwissenschaft, welche ihm auf keine der letzten Fragen Antwort geben konnte, mit Selbstentsagung in die Arme werfen, und daß er zwecks Verwirklichung seiner höchsten Ziele Soziologe werden mußte.

Die deutsche Gesellschaft für Soziologie.

Von
Ferdinand Tönnies.

Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie wurde am 3. Januar 1909 in Berlin von einigen Professoren und Privatgelehrten (darunter Rudolf Goldscheid, Wien) gegründet. In der programmatischen Einladung sowie in den am 3. Januar vorläufig entworfenen Statuten wurde unter Verzicht auf jede praktische Tätigkeit als ihre Aufgabe bestimmt, „das eigenartige Gebilde, das wir Gesellschaft nennen, in seinem Wesen, seinen Formen, seinen Entwicklungen zu erkennen“. Diese Richtung auf die reine Theorie, die in allen Verhandlungen herrschen sollte, wurde in der endgültigen Fassung der Statuten, die im Herbst 1909 in einer Vorstandssitzung in Leipzig stattfand, besonders unter dem Einflusse Max Webers streng festgehalten. Sie wurde in weiteren Kreisen durch die Formel „Ausschließung der Werturteile“ bekannt. In der endlichen Fassung wurde als Zweck die Förderung der soziologischen Erkenntnis durch Veranstaltung rein wissenschaftlicher Untersuchungen und Erhebungen, durch Veröffentlichung und Unterstützung von wissenschaftlichen Arbeiten und durch Organisation von periodisch stattfindenden deutschen Soziologentagungen festgelegt. Zugleich wurde ausgesprochen, die Gesellschaft gebe allen wissenschaftlichen Richtungen und Methoden der Soziologie gleichmäßig Raum und lehne die Vertretung irgendwelcher praktischen (ethischen, religiösen, politischen, ästhetischen usw.) Ziele ab. Die Mitglieder wurden unterschieden als ordentliche, unterstützende und Stifter. Den ersten Vorstand bildeten: Prof. Ferdinand Tönnies, Kiel, Prof. Georg Simmel, Berlin, Prof. Heinrich Herkner, Charlottenburg, als Vorsitzende; Dr. Hermann Beck, Berlin, als Schriftführer; Dr. Alfred Ploetz, München, Prof. Philipp Stein, Frankfurt a. M., Privatdozent Dr. Alfred Vierkandt, Berlin, als Beisitzer; Prof. Max Weber als Rechner. An die Stelle von Herkner trat später Prof. Sombart. Außer dem Vorstande wurde ein „Hauptausschuß“ gewählt, der eine nicht begrenzte Zahl

von ordentlichen Mitgliedern umfassen sollte. Nachdem am 7. März 1909 eine „Eröffnungsversammlung“ im Hotel Esplanade in Berlin stattgefunden hatte, wurde der erste Deutsche Soziologentag vom 19. bis 22. Oktober 1910 in Frankfurt a. M. gehalten. Es wurden Vorträge gehalten; an mehrere davon knüpfte sich eine lebhafte Wechselrede. Nach einem Vorabend, an dem Prof. Simmel über „Soziologie der Geselligkeit“ sprach, wurde die Tagung selber durch eine Rede über „Wege und Ziele der Soziologie“ von Prof. Tönnies eröffnet. Daran schlossen sich zunächst der Geschäftsbericht von Prof. Max Weber und ferner sechs Vorträge, nämlich:

1. Technik und Kultur, von Prof. W. S o m b a r t.
2. Die Begriffe Klasse und Gesellschaft, von Dr. A. P l o e t z.
3. Das stoisch-christliche Naturrecht und das moderne profane Naturrecht, von Prof. E. T r ö l t s c h, Heidelberg.
4. Soziologie der Panik, von Prof. Dr. E. G o t h e i n, Heidelberg.
5. Wirtschaft und Recht, von Prof. Dr. A. V o i g t, Frankfurt a.M.
6. Rechtswissenschaft und Soziologie von Privatdozent Dr. H. K a n t o r o w i c z, Freiburg i. Br.

Der zweite deutsche Soziologentag wurde in Berlin vom 20. bis 22. Oktober 1912 abgehalten. Das Thema war „Volk und Nation“. Wiederum wurde die Tagung durch einen Vorabend eingeleitet, an dem Prof. Alfred Weber über „den soziologischen Kulturbegriff“ sprach. Die Tagung selbst wurde eröffnet durch den Vortrag: „Die Nationalität in ihrer soziologischen Bedeutung“, von Prof. Paul B a r t h, Leipzig. Daran schlossen sich noch vier Vorträge:

1. Das Recht der Nationalitäten, von Prof. Ferdinand S c h m i d, Leipzig.
2. Die Nation als politischer Faktor, von Dr. Ludo Moritz H a r t m a n n, Wien.
3. Die rassentheoretische Geschichtsphilosophie, von Privatdozent Dr. Franz O p p e n h e i m e r, Berlin.
4. Die historische Entwicklung des Vaterlandsgedankens, von Prof. Dr. Robert M i c h e l s, Turin.

Nach der Tagung fanden Vorstandswahlen statt. Nachdem die Herren Stein und Vierkandt aus persönlichen Gründen zurückgetreten waren, wurden Prof. Dr. Karl Rathgen, Hamburg, und Prof. Dr. Paul Barth, Leipzig, in den Vorstand kooptiert. Vorher war im Herbst 1913 auch Prof. Simmel wegen anderer Richtung seiner Studien aus dem Vorstand ausgetreten. An seiner Stelle wurde Herr Goldscheid, Wien, in den Vorstand und das Präsidium gewählt. Endlich wurde, nachdem Max Weber wegen Meinungs-

verschiedenheit zurückgetreten war, die Stelle des „Rechners“ durch Prof. Michels, Turin, neu besetzt.

Ein dritter Soziologentag war für den Herbst 1914 in Aussicht genommen. Das Thema sollte die Bevölkerungsfrage bilden. — Am 22. April 1914 wurde zwischen der D. G. f. S. und der Wiener Soziologischen Gesellschaft einerseits, dem Institut de Sociologie Solvay in Brüssel andererseits ein Vertrag geschlossen, durch den das genannte Institut sich verpflichtete, eine deutsche Ausgabe seines seit einer Reihe von Jahren erscheinenden Bulletins unter vereinbarten Bedingungen herauszugeben. — Ein Heft dieser neuen „Sonderausgabe“ ist unter dem Titel „Soziologisches Archiv“ herausgegeben von Prof. E. Waxweiler, am 29. Juni 1914 als Bulletin Nr. 32 (5. Jahrgang) erschienen; es dürfte einmal als bibliographische Merkwürdigkeit erscheinen. Darin ist unter „Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie“ die Eingabe abgedruckt worden, die von dieser am 15. Juni an 63 Fakultäten deutscher und schweizerischer Universitäten und Hochschulen im Interesse der Förderung der Soziologie als Lehrdisziplin gerichtet war.

Dieser Eingabe, die infolge der Anregung, die der 31. deutsche Juristentag in seiner Wiener Tagung von 1912 gegeben hatte, beschlossen war, wurde auch noch in der Nummer des „Grenzboten“ vom 22. Juli 1914 eine vollständige Wiedergabe zuteil. Gleichfalls gingen noch im Laufe des Juli von einer Reihe von Fakultäten und Hochschulen Antworten ein, die mit wenigen Ausnahmen lebhafter Zustimmung Ausdruck gaben. Wertvoll war namentlich eine Äußerung Karl Lamprechts, die den Satz enthielt: „Kulturgeschichte ist ohne gleichzeitige Funktion einer soziologischen Dozentur oder Professur in voller Tiefe nicht lehrbar.“

Der Weltkrieg machte der Tätigkeit und den Bestrebungen der Gesellschaft ein jähes Ende¹⁾. Der Vorstand beschloß zunächst, die Kräfte und Mittel der Gesellschaft in den Dienst der Aufklärung des neutralen Auslands über Deutschland in wirtschaftlicher, sozialer, rechtlicher, ethischer und allgemein-kultureller Hinsicht zu stellen. Dies ist insbesondere durch Unterstützung der dreimal wöchentlich erscheinenden „Korrespondenz der Neutralen“ geschehen.

Nachdem dann durch alle die ersten Jahre ein völliger Stillstand gedauert hatte, wurde erst im Jahre 1920 wieder eine Sitzung

¹⁾ Die Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages sind in Tübingen (Verlag von J. C. B. Mohr [Paul Siebeck] 1911), die des Zweiten ebenda 1913 erschienen. Es dürften noch Exemplare beider Bände durch den Buchhandel zu beziehen sein.

des Vorstands und des Hauptausschusses einberufen; beide fanden am 30. Mai in Jena statt. Der Hauptausschuß ist nach der revidierten Satzung von 1912 befugt, auch über Satzungsänderungen mit Zweidrittelmehrheit zu beschließen. Mehrere solche Änderungen fanden einstimmige Annahme, die den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen gerecht zu werden bestimmt sind. Vor allem aber wurde eben dieser Schwierigkeiten halber eine EntschlieÙung dahin gefaÙt, daÙ die Deutsche Gesellschaft für Soziologie ihre Wirksamkeit auf unbestimmte Zeit vertagen wolle. Zugleich fand eine Neuwahl des Vorstandes statt, und wurde eine Rekonstruktion des Hauptausschusses ins Auge gefaÙt. Es wurde ferner beschlossen, daÙ Vorstand und Hauptausschuß für Errichtung von Lehrstühlen der Soziologie wirken sollen, soweit geeignete Personen zur Verfügung stehen. Der Vorstand besteht gegenwärtig aus den Herren Tönnies, Sombart, Barth, Stoltenberg, Goldscheid, Vierkandt, Elster. Eine Neubildung des Hauptausschusses wird voraussichtlich noch in der ersten Hälfte des Jahres 1921 geschehen.

Neben den Soziologentagen waren schon bei Begründung der Gesellschaft „rein wissenschaftliche Untersuchungen und Erhebungen sowie „Veröffentlichungen und Unterstützung rein wissenschaftlicher Arbeiten“ als Mittel ins Auge gefaÙt. Eine solche Untersuchung sollte in erster Linie die „Erhebung über die Soziologie des Zeitungswesens“ sein, die Prof. Max Weber zu organisieren unternahm. Sie sollte sowohl auf das Zeitungsgeschäft, z. B. Finanzierung, Nachrichtenbeschaffung, Inseratenwesen und seinen Einfluß auf die Haltung der Zeitung, Einzelverkauf und Abonnement, wie auf die Gesinnung und das innere Wesen der Zeitungen (zunächst der deutschen) sich beziehen. Schon bei Max Webers Lebzeiten und vor dem Weltkriege war das Unternehmen infolge äußerer Hemmungen, die sein Interesse dafür aufhoben, als gescheitert zu betrachten.

Als zweites Problemgebiet war für wissenschaftliche Untersuchungen die Soziologie des Vereinswesens, im weitesten Sinne des Wortes, geplant, und als drittes endlich die Frage der Auslese der führenden Berufe: Abstammung, Herkunft, Lebensschicksal, soziale und materielle Vorbedingungen der Individuen, die im wirtschaftlichen, im politischen, im wissenschaftlichen, literarischen, künstlerischen Leben eine maßgebende Rolle spielen. Diese beiden Themen sind über allgemeine Erwägungen nicht hinausgekommen.

Die Gesellschaft für Soziologie stand immer der Bildung von Abteilungen oder Sektionen innerhalb ihres Gesamtkörpers freundlich gegenüber. Als solche bildete sich nach einer Vorbesprechung, die am 11. Februar 1911 im Hause des Unterstaatssekretärs z. D. Prof.

von Mayr zu München stattgefunden, die „Deutsche Statistische Gesellschaft“. Die endgültige Gründung fand am 17. Juni 1911 in Dresden statt. Ihren Vorstand bildeten die Herren von Mayr (als Vorsitzender), Präsident Evert als dessen Stellvertreter, Geheimerat Dr. Würzburger als Schriftführer, Direktoren Dr. Mischler, Dr. Heese, Dr. Lange als Beisitzer. Ferner wurde als Vertreter des Gesamtvorstandes Prof. Dr. Tönnies in den Vorstand zugewählt. Die Deutsche Statistische Gesellschaft hat ihre Tätigkeit auch während des Krieges fortzusetzen versucht und ist mehr und mehr eine Gesamtvertretung der deutschen und deutsch-österreichischen Verwaltungsstatistiker geworden, sofern diese auch mit anderen an statistischer Forschung interessierten Personen in wissenschaftlicher — soziologischer — Richtung sich zu verbinden gesonnen waren und sind. — Als fernere Abteilung war eine „biologische“ Sektion in der Bildung begriffen. Erörtert wurde auch der Gedanke, eine Sektion für theoretische Nationalökonomie als soziologische Disziplin zu bilden. Diese Gedanken sind ebenso wie die von mehreren Seiten gewünschte Bildung von Ortsgruppen nicht über das Stadium der Vorbesprechungen hinausgekommen.

II. Spezieller Teil: Archiv für Beziehungslehre.

Zur Methodologie der Beziehungslehre.

Von
Leopold v. Wiese.

Als Georg von Below in seinem Aufsätze in Schmollers Jahrbuch (43. Jahrgang, 4. Heft), den er „Soziologie als Lehrfach“ betitelte, seinen bekannten Angriff auf unsere Disziplin veröffentlicht hatte — ich las ihn im Februar 1920, zwei oder drei Wochen nach seinem Erscheinen, jedoch unmittelbar nach Lieferung des Heftes an mich durch den Sortimentsbuchhandel —, schrieb ich sogleich an e i n e m Abende eine kurze Erwiderung. Mir lag vor allem an einer s c h l e u - n i g e n Antwort; ausführlicheres Eingehen auf die Einzelfragen glaubte ich aufschieben zu sollen. Ich hatte Grund zu der Annahme, daß schon das Aprilheft von Schmollers Jahrbuch meine Erwiderung publizieren würde, wenn sie knapp und kurz gehalten wäre. Unter diesem Gesichtspunkte ist die Skizze „Die Soziologie als Einzelwissenschaft“ geschrieben, die dann freilich aus Gründen, die außerhalb meines Bereiches lagen, erst im Julihefte (44. Jahrgang, 2. Heft) veröffentlicht worden ist ¹⁾. Hätte ich gewußt, daß mir noch mehrere Monate Zeit zur Antwort blieben, so hätte ich manches an ihr nicht bloß andeutungsweise, sondern ausgearbeiteter gesagt. Um der Sache willen war mir deshalb der Aufschub der Drucklegung schmerzlich. Heute erst kann ich die vor fast Jahresfrist in wenigen Stunden hintereinander etwas eilig geformte Skizze ergänzen, ohne die Weiter- spinnung des Gedankens mit der damals aufgezwungenen Polemik verknüpfen zu müssen. Die Zeitpause hat mir dabei den Gewinn eingebracht, daß ich mir hinsichtlich der Terminologie klarer ge-

¹⁾ Ferdinand Tönnies' Erwiderung auf Belows Angriff im „Weltwirtschaftlichen Archiv“, Bd. 16, ist als vermehrter Sonderabdruck mit dem Titel „Hochschulreform und Soziologie, kritische Anmerkungen zu Beckers Gedanken zur Hochschulreform und Belows Soziologie als Lehrfach“ bei Gustav Fischer in Jena, 1920, erschienen. Die Broschüre hat 36 Seiten.

worden bin, als es damals der Fall war. Es ist das gegenüber der Sache an sich, die ich vor zehn Monaten genau so ansah wie heute, anscheinend untergeordnet. Wer sich indessen erinnert, wieviel Meinungsstreit gerade bei der Wortwahl einsetzt, und wieviel eine zweckmäßige Wortwahl zur Klärung beitragen kann, wird auch das nicht unterschätzen.

Im Anschluß an Simmel und in Übereinstimmung mit Vierkandt (so suchte ich in dem erwähnten Aufsätze kurz darzutun) erscheint mir das Studium der Formen der Vergesellschaftung zwar nicht als die *dauernd* einzige, aber als die nächstliegende, fruchtbarste und (zum mindesten neben anderen) jetzt unerläßliche Aufgabe. (Ob es außer der formalen Soziologie noch eine andere gibt, die auch wirklichen eigenen Erkenntniswert besitzt, glaube ich, um unnützen Streit zu vermeiden, unbeantwortet lassen zu dürfen. Wer sich an einer anderen Art Soziologie versucht, wie es viele vor uns getan haben, sollte, meine ich, von uns, die wir uns der „formalen Soziologie“ zuwenden, nicht gleich als ein unnützer Kostgänger im Garten der Wissenschaft verschrien werden.) Für uns ist das Formalprinzip (im Simmelschen Sinne) ein *A u s g a n g s p u n k t*; wir sehen es als ein heuristisches an und stellen, wie ich schon damals (S. 47) schrieb, „die Hypothese auf: die Form läßt sich vom Inhalte trennen“.

Indessen ist der Gebrauch des Wortes „Form“ und „formal“ nicht sehr zweckmäßig. Manche Kritik, die sich bereits gegen Simmel gerichtet hat, wäre vermieden oder abgeschwächt worden, wenn nicht die Vieldeutigkeit des Wortes Form und besonders die Vielheit von Formarten und -stärken sowie die bisweilen zu dunkle Gegenüberstellung von Form und Inhalt Mißverständnisse hervorgerufen hätte. Simmel wollte und wir, die wir seine Arbeit an der Soziologie fortzuführen bereit sind, wollen an den Vergesellschaftungsvorgängen aller Lebensgebiete unter möglichster Lösung von der Sachaufgabe jedes Falles das abstrahieren, was eben gesellschaftlich an ihnen ist. Da es sich dabei um allgemeinste Abstraktionen handelte, schien der Gegensatz zwischen den anderen sozialen Einzelwissenschaften und dieser Soziologie gut ausdrückbar in der gleichfalls allgemeinsten Gegenüberstellung von Form (gleich Gesellschaftliches) und Inhalt (gleich konkrete Sachaufgabe). Aber das ist nicht immer richtig verstanden worden.

Es bietet sich eine andere Bezeichnung dar: das Wort *B e z i e h u n g* statt Form. Wenn man hervorhebt, daß man aus den Tatsachen des gesellschaftlichen Lebens, unter Loslösung von den Zwecken und Sachaufgaben des speziellen Falles, nur Art und Wesen der in ihnen bestehenden Wechselbeziehungen der Menschen ab-

strahieren will, so ist die Aufgabe so deutlich gekennzeichnet, wie es ihre Allgemeinheit überhaupt zuläßt. Mit Recht hat Vierkandt die Beziehung die „Grundkategorie des soziologischen Denkens genannt“¹⁾.

Die Erhebung der Beziehung (im Gegensatz zum Begriffe des Gegenstandes) zur Grundkategorie ist also nichts Neues. (Auch Simmel sieht die Aufgabe so.) Nur möchte ich weiter vorschlagen, auch die ganze Unterdisziplin als „Lehre von den gesellschaftlichen Beziehungen“ oder kurz als *Beziehungslehre* zu bezeichnen. Das scheint mir plastischer und deutlicher als „formale Soziologie“. In diesem Sinne soll auch dieser Teil der „Hefte“ ein *Archiv für Beziehungslehre* bilden.

Doch damit ist nur der Name geprägt und sein Sinn sehr oberflächlich angedeutet. Es handelt sich weiter um Wichtigeres: 1. Welches ist die Aufgabe dieser Beziehungslehre? 2. Weshalb müssen wir sie als nächsten und wichtigsten Problemkomplex ansehen? Ist anzunehmen, daß sie unser Wissen vom sozialen Leben der Menschen in wesentlichen Punkten fördert? 3. Wie hat sie vorzugehen?

Uns weist der Gesellschaftsbegriff sogleich auf den Begriff der Beziehung. Es gilt der Satz Guizots:²⁾ „Die Gesellschaft in ihrem weitesten und zugleich engsten Sinne ist die Beziehung von Mensch zu Mensch.“ Dieser Begriff gilt auch uns nicht als metaphysischer Begriff; wir untersuchen auch nicht, ob er apriorischer Natur oder ein Ergebnis unserer Erfahrung ist. (Das überlassen wir der Philosophie.) Wir vergegenwärtigen uns nur, daß bei einer Beziehung zwei oder mehrere Größen so miteinander in Verbindung kommen, daß jede als selbständige Größe bestehen bleibt, daß aber eine teilweise Übereinstimmung und Gemeinschaft in Einzelheiten hervorgerufen wird.

Doch ist in unserer Beziehungslehre nicht bloß logische, sondern soziale Beziehung gemeint. Die Größen, die hier in Beziehung treten, sind Menschen oder menschliche Kollektivgebilde, die *tätig* (seelisch oder körperlich tätig) aufeinander wirken.

Unsere Aufgabe ist es nun, die *sozialen Beziehungen* zu beschreiben, zu analysieren, zu gruppieren, zu messen und zu systematisieren. Es handelt sich also um eine Arbeit auf dem Boden der Erfahrung. Die Beziehungs-

¹⁾ Vgl. Vierkandt, Die Beziehung als Grundkategorie des soziologischen Denkens, Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, IX, Heft 1 und 2 (Oktober 1915 und Januar 1916).

²⁾ Ihn zitiert Vicenti Santamaria de Paredes in seinem Aufsatz „Der Gesellschaftsbegriff“ in der Monatsschrift für Soziologie, S. 654.

lehre ist rein empirischer Natur. Sie ist dabei nicht dasselbe wie Psychologie, so sehr sie (besonders bei der Analyse der einzelnen Beziehungen) die Seelenkunde nutzen muß. Soweit es in der Psychologie eine Lehre von den Motiven gibt (diese bildet die Brücke zu unserer Disziplin), ist sie der Soziologie benachbart. Der Unterschied liegt in der synoptischen Betrachtungsweise des Soziologen, der individualisierenden des Psychologen. Paredes sagt darüber sehr richtig: „In der Tat ergibt sich der Begriff des Sozialen niemals aus der Betrachtung des einzelnen Menschen und seiner einzelnen Beziehungen. Damit das soziale Moment hervortrete, müssen mindestens zwei Subjekte, zwei Handlungen und eine Beziehung des einen mit einem anderen vorhanden sein in der Weise, daß die Beteiligten ihre Bedürfnisse befriedigen durch die Mittel, über welche sie zusammen verfügen. Wenn das Individuum bzw. die rein individuelle Handlung soziale Momente aufweist, so ist dies vermöge der Gemeinschaft, von der der einzelne ein Teil ist, und wegen Beziehungen, die einen sozialen Charakter wirklich haben.“

Daß dabei eine Disziplin in die andere hinübergreift, eine Wissenschaft auf die andere hinweist, ist unzweifelhaft. Die dabei bestehende Verbindung geht von der Individualpsychologie zur Soziopsychologie und von dieser zur Psychosozialogie. (Stoltenbergs Terminologie erscheint zweckmäßig.) In der Soziopsychologie werden Vorgänge des individuellen Seelenlebens beschrieben, die von gesellschaftlichen Zusammenhängen beeinflußt oder auf andere Menschen zu wirken instande sind. Die Psychosozialogie, also bereits ein Zweig der Soziologie, fügt die synoptische Betrachtung der beiden bei der sozialen Beziehung vorhandenen Partner hinzu.

Mit dieser Aufgabenbestimmung der Beziehungslehre ist sie als ein Teil der Lehre vom Sein (nicht des Wertens), als Systematisierung von Tatsächlichem bezeichnet; ihre phänomenologische Natur steht fest.

Hier setzt die Kritik derer ein, die zwar an der engen Verbindung mit der Psychologie keinen Anstoß nehmen, aber befürchten, daß damit „eine Systematik der gesellschaftlichen Erscheinungen nicht zu erreichen“ sei. Auch Singer meint zur Kritik der Simmelschen Aufgabenstellung der Soziologie¹⁾: „Weder ordnen sich die ungemein subtilen Resultate einer neuen Einheit ein, noch ist eine eindeutige Abgrenzung des Anwendungsbereiches möglich.“

¹⁾ Vgl. Kurt Singer, Die Krisis der Soziologie, Weltwirtsch. Archiv 16, II, S. 255.

Diese Synthetiker suchen den Weg von der phänomenologischen Psychosoziologie zur engeren Soziologie. Besonders lehrreich sind die Einwendungen, die Spann¹⁾ bei Gelegenheit einer Anzeige des Brinkmannschen Buches gegen die „gesellschaftsseelenkundliche“ Richtung vorbringt. Es heißt da: „Woher in aller Welt soll aber eine Zergliederung der seelischen Verbindungen der Menschen zur ‚Gesellschaft‘ führen? — sie bleibt notwendig im Bereich des Seelischen und kann diesen Hexenkreis nie durchbrechen. ‚Gesellschaft‘ das ist nichts weniger als eine andere Art, Ebene, Gestalt des Seins, ähnlich wie ‚psychisch‘ eine andere Ebene als ‚physisch‘, ‚mechanisch‘ eine andere Ebene als ‚teleologisch‘. Wie kann denn z. B. die schönste Systematik der Antriebe (‚Motivationen‘), wie kann das tiefste Verständnis der Seelenvorgänge ‚Sympathie‘, ‚Suggestion‘, ‚Ressentiment‘ zu: ‚Staat‘, ‚Wirtschaft‘, ‚Geselligkeit‘, ‚Recht‘ führen? Genau so müßten ja schon die berühmten Assoziationsgesetze weiland der Assoziationspsychologie, wie sie zu den ‚sozialen Gefühlen‘ (u. dgl.) führen, auch zur ‚Gesellschaft‘ führen. Das lehnt aber Br. selbst ab. Die Wahrheit ist, daß nicht nur der Assoziationsvorgang etwas anderes darstellt als etwa der gesellschaftliche Vorgang ‚Geselligkeit in einem Salon‘ (jener ist wohl Voraussetzung dieses), sondern daß ebenso der Austausch seelischer Vorgänge, der ‚Sympathie‘ oder ‚Haß‘ in sich schließt, etwas anderes ist als die gesellschaftliche Erscheinung ‚Bündnis‘ oder ‚Familie‘ oder ‚Krieg‘. Es sind Erscheinungen anderer Ebene, anderer Blickrichtungen, die wir in der ‚Gesellschaft‘ vor uns haben. Gesellschaft ist nicht die Summe psychischer Wechselbeziehungen der einzelnen, sondern in ihrer ‚Ganzheit‘, ihrer Eigenschaft, ‚Ganzes aus Gliedern‘ (z. B. ‚Gemeinschaft‘) zu sein, liegt ihre Wesenheit beschlossen. Ebenso wenig wie die Psychologie auf Physiologie, die Physiologie auf Physik, ebenso wenig läßt sich Gesellschaftslehre auf seelische Wechselbeziehungen zurückführen. Die Zergliederung dieser arbeitet mit einer Art von ‚psychischer Kausalität‘, die Gesellschaftslehre mit der ganz anderen Kategorie der Gliedlichkeit des Teiles, der Bezogenheit des Teiles aufs Ganze, mit dem Verhältnis Ganzes zu Teil, nicht aber mit dem Verhältnis Wirkung zu Gegenwirkung.“

Dazu wäre zu sagen: Die bloße Betrachtung auf Gliedlichkeit und Proportion von Teil und Ganzem ergibt nur eine äußere Schematisierung, deren innere Notwendigkeit nicht beweisbar ist oder aus

¹⁾ In den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik 115, II (August 1920), S. 166.

außersozziologischen Normen hergeleitet werden muß¹⁾. Auch erschöpft sich dabei die Aufgabe der Soziologie sehr schnell in einer Systematisierung allgemeinsten Art. Erklären läßt sich das Wesen der Sozialgebilde (wie Klasse, Staat, Kirche, Familie usw.) nur dadurch, daß man auf die Vergesellschaftungs vorgänge eingeht, die zu ihnen geführt haben und noch führen. Diese Vorgänge aber sind zahllose Anhäufungen von Wechselbeziehungen, und diese Wechselbeziehungen sind größtenteils seelischer Herkunft. Will man nicht bis zu diesen Erscheinungen vordringen, so bleibt man bei einer bloßen, bald erschöpften Gruppierung, die entweder geschichtliche Typen verallgemeinert oder, wie gesagt, normativ-ethisch und damit unsoziologisch ist. Wir können realistisch Sozialgebilde letztlich nur aus der Psyche oder Physis von Menschen ableiten, müssen also teilweise und in stärkerem Maße seelenkundlich verfahren.

Den Weg von der Analyse der seelischen Verbindungen der Menschen zur Gesellschaft, d. h. zu den gesellschaftlichen Kollektivgebilden glaube ich deutlich zu sehen. Sind doch diese Gebilde nur abstrakte Objektivierungen von zahllosen Einwirkungen von Menschen aufeinander. Ich vermag Klasse, Staat, Familie usw. eben gerade nur auf diesem Wege zu verstehen. Auf jedem anderen geraten wir in die Spekulation, Geschichtsphilosophie, Ethik oder Metaphysik.

Indessen bleiben noch einige Zweifelfragen: Ist die seelenkundliche Deutung ausreichend? Muß nicht ferner neben die Untersuchung und Ordnung der Beziehungen die Betrachtung der Menschen und Gruppengebilde auf ihre Funktion hin treten?

Den Einwand gegen den „Psychologismus“ finden wir nicht nur bei einigen deutschen Forschern, sondern genau so ringt im Auslande die psychologische Schule mit anderen Richtungen. Gerade auch in Amerika hat die psychologische Schule ihren (heute mehr oder weniger wohl anerkannten) Sieg nicht unbestritten erfochten. In Frankreich haben der verstorbene Durkheim und Adolph Coste eine „objektive Soziologie“ gegenüber der psychologischen Betrachtungsweise gefordert. Vom Subjekt Mensch her sei (wie auch Brinkmann meint) die Systembildung nicht zu bewirken. Man müsse die Erscheinungen des sozialen Lebens mit Hilfe eines rein objektiven (d. h. hier außerhalb der Menschenseele bestehenden) Kriteriums ordnen. Coste nimmt als letzte treibende Kraft, die die

¹⁾ Vgl. meine Anzeige des Spannschen Werkes in dieser Zeitschrift auf S. 67.

Entwicklung aller Formen des Gesellschaftslebens bestimmt, „eine Tatsache, die nichts Geistiges enthält: das ist der Druck der immer wachsenden Bevölkerung“¹⁾. Brinkman vermißt bei der seelenkundlichen Richtung den „Anschluß an die zweite Seite der gesellschaftlichen Gebilde, auf der die Wissenschaften von der sozialen Außenwelt, die Beschreibung der Rechts- und Wirtschaftstatsachen, der statistischen Ausmaße von Kräften und Wirkungen arbeiten“.

Sicherlich bleiben bestimmte Tatsachen und Gesetze des nicht von Menschen allein herrührenden Teils der Außenwelt (Nahrungsspielraum, Bevölkerungstatsachen usw.) neben den seelischen von nicht geringerer Bedeutung; aber sie durchlaufen entweder das Medium der Psyche oder erfassen den Menschen als physisches Wesen. Die biologische Betrachtungsweise ergänzt aber die psychosozilogische und ist in der Beziehungslehre keineswegs ausgeschlossen.

Was die Funktion betrifft, so ist sie nicht ein begrifflicher Gegensatz zur Beziehung, sondern nur eine bestimmte Unterart von ihr. Die Aufgaben und Verrichtungen der Menschen und Gruppen leiten sich ebenso aus den Relationen von Ich und Du her wie die nicht auf einen Zweck gerichteten und in diesem Sinne organisierten sonstigen (bloßen Seins-) Beziehungen.

Faßt man die Funktion als Ausfluß einer übergeordneten Norm, so entsteht alsbald wieder die Gefahr der Spekulation und setzt das Bestreben ein, mit Hilfe soziologischer Forschung die Geschichte zu „deuten“. Jede vorzeitige Normgebung liegt aber jenseits einer realistischen, empirischen Beziehungslehre.

Gerade weil wir von der Analyse der Vergesellschaftungsvorgänge weiterschreiten und aufsteigen wollen zum Verständnisse der Gebilde sozialer Kollektivkräfte, setzen wir bei einer so verfahrenen Beziehungslehre ein. Es gibt keinen anderen Zugang zu ihnen.

Es lag mehr an Simmels wissenschaftlicher Eigenart als an der Natur seiner (von ihm nur nicht zu Ende geführten) Methode, daß er in zahlreichen, unzusammenhängenden Analysen steckenblieb. Er schritt nicht weiter zur Gruppierung der analysierten Beziehungen. Ihre Systematisierung unter Zurückführung verwickelterer auf einfache Beziehungen ist jedoch nicht minder notwendig.

Zunächst ist die vorläufige Zusammenstellung von Worten erwünscht, deren Sinn eine soziale Beziehung ausdrückt. Schon Waxweiler ließ einen ersten flüchtigen Versuch machen, ein „lexique socio-

¹⁾ Vgl. Vierkandt in der Monatsschrift für Soziologie, S. 105.

logique“ am Schlusse seiner „Esquisse“ zu geben. Die Wortsammlung gibt das Material zur zweiten Aufgabe: der Herstellung eines Netzes von Beziehungsbegriffen, die nunmehr in ein einheitliches, seelenkundlich orientiertes System gebracht werden. Zur Deduktion gesellt sich die Induktion. An den zahllosen Fällen der Selbstbeobachtung, des Studiums der gesellschaftlichen Umwelt, der Literatur, den Ergebnissen anderer sozialer Einzelwissenschaften und der Geschichte versuchen sich die Analyse und der Vergleich. Hier ist Raum in Menge für Massenbeobachtungen und Sammlung ihrer Ergebnisse. Die Kollektivarbeit erweitert die stets mehr auf das Wesentliche und die allgemeine Regel gerichtete Einzelforschung.

Die Erkenntnis, daß induktive, gut organisierte Kollektivarbeiten notwendig sind, ist auch der Grund für die Wahl des Wortes „Archiv“ als Überschrift für diesen der Beziehungslehre gewidmeten Teil unserer „Hefte“. Ergebnisse von Beobachtungen der Wirklichkeit sollen hier in hoffentlich wachsendem Umfange (mit in erster Linie) gesammelt werden. René Maunier berichtet (in der Monatsschrift für Soziologie, S. 100) in seiner Übersicht über „Die Soziologie in Frankreich seit 1900“: „Frankreich ist überlieferungsgemäß das Land des Individualismus. Dennoch sind dort die rein individuellen Werke selten: ein Werk wie das von Tarde, geschrieben auf dem Lande von einem provinzialen Instruktionsrichter, bleibt eine Ausnahme. Sonst sind fast alle unsere soziologischen Werke verschiedener Stufen und Formen die Tat sozialer Organisationen, oder sie wurden von einer Gesellschaft vorgeschlagen oder diskutiert und in einer Sammlung veröffentlicht.“ Gerade auch Institute wie das Unsrige, ferner Seminare und Gesellschaften zum Studium der Soziologie finden ein überreiches Arbeitsfeld im Dienst der induktiven Beziehungslehre. (Die Versuche, die ich in meinem eigenen soziologischen Seminar gegenwärtig beginne, erwähne ich auf S. 89.)

Auch die, welche meinen, daß das nicht der wichtigere Teil der Soziologie sei, daß kühne Synthesen auf hypothetischer Grundlage wertvoller seien, sollten sich nicht von der Kleinarbeit der Beziehungslehre abwenden. „Diese Spezialanalysen,“ wandte ich Below ein, „haben nicht den Nachteil der Verzettelung der inneren Teilnahme. Sie bleibt ungeschwächt. Es ist eine vom Menschen — und was kann dem Menschen beachtenswerter sein als der Mensch, vorausgesetzt, daß ihn nicht eine besondere Art Lebensverneinung von jeder Neugier an diesem Gegenstande befreit hat — ausgehende, nicht peripherische, zentrifugale, sondern eine ausgesprochen zentripetale Art der Analyse. Die eigentliche Synthese rückt freilich immer mehr in die Ferne, je mehr man forscht.“ Sie würde in der Errichtung

des einheitlichen Baues eines lückenlosen Geflechts von menschlichen Beziehungen bestehen. Aber jede Analyse bringt uns bald in dieser, bald in jener Hinsicht dem Menschen als solchen näher und führt uns damit allemal zu dem, worin auch alle Kultursynthesen beschlossen liegen. Die Analyse aber hat auch den großen Vorteil, daß sie uns von den unerträglichen, voreiligen und aberwitzigen Spekulationen vieler Geschichtsphilosophen frei macht, von den wilden Konstruktionen, die bestenfalls Werke der Dichtung sind.“ Schon die ökonomische Regel, begonnene Arbeit der Vorgänger nicht beiseite zu stoßen und nicht immer wieder mit neuen Vorschlägen zur Methodologie zu beginnen und wo anders zu beginnen, sollte es uns nahelegen, die Arbeiten Simmels, Max Webers, Waxweilers, Mac Dougalls und mancher anderer fortzuführen.

Die letzten Zwecke unserer Forschungen, über die ich hier nichts auszusprechen versuchen will, mögen sehr viel höher liegen; das resolute Beschreiten eines gegebenen Weges mit vorläufig nahe und deutlich sichtbar gesteckten Zielen tut jetzt mehr not.

Programm einer formalen Gesellschaftslehre.

Von
Alfred Vierkandt.

Wichtiger als alles Reden über die Aufgaben und Methoden einer neuen Wissenschaft ist das inhaltliche Arbeiten in ihr, durch das ihr Dasein verwirklicht und an die Stelle des Streites über die Lebensfähigkeit eines Wesens die Tatsache seines Daseins gesetzt wird. Alle Beweise, daß es eine bestimmte Wissenschaft nicht geben kann, müssen vor der Tatsache ihrer Verwirklichung durch bestimmte inhaltliche Leistungen verstummen, und die schönsten Ausführungen über die Möglichkeit und Aufgabe einer Wissenschaft machen auf das zweifelnde Gemüt viel weniger Eindruck als eine einzige konkrete Arbeit. Als völlig wertlos darf freilich auch von diesem Standpunkte die programmatische Erörterung nicht gelten, und so mag im folgenden kurz das Programm derjenigen Richtung, die der Verfasser vertritt, der sogenannten formalen (oder auch reinen oder allgemeinen) ¹⁾ Gesellschaftslehre angedeutet werden. Es schwebt nicht als reine Theorie in der Luft, weil der Verfasser ihr eine Bearbeitung des ganzen Gebietes zur Seite zu stellen vermag, die bis jetzt freilich nicht zum Druck hat gelangen können.

1. Dem Vorgang von Ernst Tröeltsch ²⁾ und anderen folgend, unterscheide ich zwischen einer formalen und einer geschichtsphilosophisch-enzyklopädischen Richtung in der Soziologie. Das Programm der formalen Richtung ist zuerst von Simmel in einer bekannten Abhandlung in Schmollers Jahrbüchern dahin entwickelt worden, daß die Soziologie es mit den Beziehungen und Verhältnissen innerhalb der menschlichen Gruppe zu tun hat, die bei allem wechselnden Inhalt des geschichtlichen Lebens stets eine formale Konstanz zeigen. Rein logisch hat sich gegen die Stellung dieses Problems

¹⁾ Der Terminus „allgemeine Gesellschaftslehre“ wird freilich manchmal gerade auch für die nichtformale Soziologie in Anspruch genommen. (Red.)

²⁾ Im Weltwirtschaftlichen Archiv, 8. Bd., Heft 2, S. 280.

kaum etwas einwenden lassen; fraglich konnte nur sein, ob die darin postulierte Wissenschaft Inhalt genug hat, um wirklich lebensfähig zu sein. Simmel hat diesen Beweis in seiner dickleibigen Soziologie, im Untertitel als „Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung“ bezeichnet, zu erbringen getrachtet. Man könnte zweifeln, ob Simmel tatsächlich durch dieses Buch der Sache der Soziologie mehr genützt oder geschadet hat. Drei Bestandteile können wir in ihm unterscheiden: einen äußerst wertvollen Kern, der von zwei Gruppen viel weniger gehaltvoller, aber so um umfangreicherer Erörterungen umgeben wird. Der Kernteil erörtert gewisse letzte Beziehungen innerhalb der Gruppe, wie Kampf, Unterordnung, Distanz usw., im wesentlichen in einem phänomenologischen oder doch ihm nahe kommenden Verfahren¹⁾. Umkleidet ist dieser Kern einerseits von einer Reihe von Variationen der Grundgedanken und von allerlei Analysierungen und Parallelisierungen mit Tatbeständen anderer Gebiete, die einen einigermaßen spielerischen Charakter tragen; und andererseits von einer Menge historischer und ethnographischer Beispiele, die der Veranschaulichung der Grundgedanken viel besser gedient hätten bei der Beschränkung auf eine geringe Zahl, durch ihre Häufung den Kern und den eigentlichen Sinn des Buches eher verdunkeln und seinen Umfang in lästiger Weise anschwellen machen. Als eigentlichen Gründer der Richtung kann man auch mit vielleicht ebensoviel Recht Tönnies betrachten, wenn man sich nicht an seine eigenen programmatischen Kundgebungen kehrt, die freilich in eine andere Richtung weisen, sondern lediglich an sein geniales Jugendwerk „Gemeinschaft und Gesellschaft“ denkt. Für eine Betrachtung, die lediglich auf den Zusammenhang der Gedanken gerichtet ist, ist es in der Tat geboten, den objektiven Sinn und Gehalt der Leistungen in den Mittelpunkt zu stellen, selbst wenn sie dabei in Gegensatz geraten sollte zu den persönlichen Anschauungen ihres Urhebers. In seinem berühmten Buch über „Gemeinschaft und Gesellschaft“ hat er zwei Grundformen des menschlichen Lebens eingehend analysiert, und zwar so, daß er dabei die systematische Erörterung, die wiederum im Sinne der späteren Phänomenologie mehr aus dem inneren Erleben schöpft als aus Erfahrungen verallgemeinert, mit historischen Betrachtungen verbindet²⁾. Leider ist dieser vielleicht fundamentalste Teil der formalen Gesellschaftslehre bis jetzt sehr wenig weitergebildet worden; nur Franz Staudinger³⁾ hat die

¹⁾ Vgl. hierüber die Berliner Dissertation von Isaak Altaraz, *Reine Soziologie* (Berlin 1918).

²⁾ Vgl. Altaraz, ebendort.

³⁾ *Kulturgrundlage der Politik*, Bd. I, 1914, S. 142 flg.

Anzahl der Grundformen vermehrt und Metzger ¹⁾ die entsprechenden Unterschiede der Moral angedeutet.

Weiter ist Gabriel Tarde zu nennen mit seinem in dem Grundgedanken sehr bedeutenden Buche: „Les Lois de l'Imitation“. In seinem Bau kann man es mit Simmels Soziologie vergleichen. Ein sehr gehaltvoller Kern untersucht diejenige Art der Nachahmung, die man als Nachbildung eines Vorbildes von innen heraus bezeichnen kann, und stellt sie mit Recht als Hauptwurzel des Gehorsams hin, wobei das Wesen dieser Haltung, nämlich ein Zustand spezifischer innerer Fügsamkeit, ebenfalls in einer der Phänomenologie nahekommenden Weise erörtert wird. Um den Kern gruppieren sich weitschweifige Erörterungen, die teils historische Beispiele geben, teils sich auf die metaphysische Bedeutung der Nachahmung als einer universellen Tatsache beziehen. Auch Durkheim hat in seiner „Methode der Soziologie“ gute begriffliche Beiträge für unsere Theorie geliefert in der Untersuchung des Wesens der sozialen Tatsache und der Feststellung ihres streng überindividuellen Charakters. In seinem Buche: „Les formes élémentaires de la vie religieuse“ gibt er wertvolle Beiträge zur Lehre vom Kollektivbewußtsein durch eine Analyse der Bewußtseinszustände beim kollektiven Tanz und bei kollektiven Erhebungszuständen, wobei er wiederum der Phänomenologie nahekommt. — Eine meisterhafte, bei uns fast ganz unbekannte Arbeit ist weiter M. C. Douglas „Social Psychology“ (London 1908 und später bis zur dreizehnten Auflage). Das Wesen des Gehorsams wird hier auf einen spezifischen Trieb der Unterordnung zurückgeführt und dadurch die soziologische Untersuchung Tardes über diesen Gegenstand von der psychologischen Seite her ergänzt. Diese Untersuchung ist dem Verfasser freilich nur ein Hilfsmittel für seinen Hauptzweck, eine Theorie der sittlichen Phänomene, bei der diese streng aus Wechselwirkungen innerhalb der Gruppe abgeleitet werden. Die ganze Arbeit ist aber zugleich ein Stück Soziologie im Sinne der formalen Gesellschaftslehre, sofern hier gewisse Tatsachen auf eine Reihe von Wechselwirkungen zurückgeführt werden, die aus der Natur der Menschen, insbesondere aus den Instinkten der Unterordnung und des Selbstgefühls, mit Notwendigkeit hervorgehen. — Endlich sei der Arbeit Ludwig Leopolds über das Prestige gedacht ²⁾. Hier werden zwei verschiedene Formen

¹⁾ Gesellschaft, Staat und Recht in der Ethik des deutschen Idealismus, Heidelberg 1917, S. 21 flg.

²⁾ Englisch, London o. J.; deutsch, unter demselben Titel, 1916. Eine Analyse des Gedankenganges des Buches in einer Abhandlung des Verf. in Schmollers Jahrbüchern, Bd. 41, S. 681 flg.

der Autorität analysiert, die im wesentlichen den beiden Grundformen der Machtverteilung, dem genossenschaftlichen und herrschaftlichen Zustande, entsprechen. — Zuletzt darf ich auf meine „Stetigkeit im Kulturwandel“ (1908) hinweisen, in der ein rein formales Problem aller Kulturgebiete, nämlich die relative Stetigkeit im Wandel der Kulturgüter behandelt und deren Erklärung in einer bestimmten Art von Wechselwirkungen innerhalb der kulturellen Einheit gesucht wird. Das Problem und seine Behandlung fallen in das Gebiet der hier gemeinten Disziplin der formalen Gesellschaftslehre deswegen, weil beide vom besonderen Inhalt der betreffenden Kulturgüter völlig unabhängig sind ¹⁾.

2. Entwickelt man die hier angedeuteten Gedanken und Tendenzen weiter, so kann man bereits eine ziemliche Gruppe von Problemen gründlich (gemeint ist dieses Wort im logischen Sinne: von Grund auf aufbauend) in der formalen Gesellschaftslehre behandeln. An erster Stelle genannt zu werden verdient die Untersuchung der menschlichen Grundverhältnisse, die man nach der Nähe oder Ferne der inneren Beziehungen unterscheiden kann. Es sind die Gemeinschaft, das Anerkennungsverhältnis (auch wohl Rechtsverhältnis genannt), das Kampf- und das Machtverhältnis; die letzten beiden sind dabei so zu unterscheiden, daß in dem einen die Macht von beiden Seiten erstrebt, im anderen eine bestehende ungleiche Verteilung derselben auf beiden Seiten anerkannt wird. Die große Leistung von Tönnies ist hier sowohl nach außen weitergeführt im weiteren Ausbau der Einteilung, wie vor allem nach innen hin vertieft durch eine phänomenologische Erfassung der Tatbestände. Denn es handelt sich hier um letzte Tatbestände, also um solche, die sich nicht weiter auf andere zurückführen, also auch nicht definieren, sondern nur erleben und durch den Hinweis auf das Erlebnis klarmachen lassen. Es muß so die spezifische Verbundenheit der Gemeinschaft erfaßt werden, ebenso das spezifische Verhältnis des Geltenlassens oder der Achtung im Anerkennungsverhältnis und ebenso wiederum die besondere Art

¹⁾ Die Kritik hat überwiegend den soziologischen Charakter des Buches (d. h. also die Rolle der Wechselwirkungen in ihm) gar nicht beachtet, sondern es als ein Stück inhaltlicher Geschichtsphilosophie behandelt und ihm dann mit Unrecht nachgesagt, daß es den schöpferischen Charakter der Entwicklung im geschichtlichen Leben verkenne und einer positivistischen Grundauffassung huldige. In Wirklichkeit ist der schöpferische Charakter anerkannt (die Stetigkeit den schöpferischen Akten gegenüber nur im Sinne der Notwendigkeit einer Vorgeschichte verstanden); im Buche ist er nur deswegen nicht behandelt, weil dieses nicht das Schöpferische, sondern eben das Stetige im Kulturwandel zum Gegenstand hat.

der Verbundenheit im Kampfverhältnis und im Machtverhältnis; denn eine solche, das ergibt die Analyse, besteht auch in diesen beiden letzten Verhältnissen, so wie sie hier verstanden und begrifflich abgegrenzt werden. Denn beide sind hier nicht als einfache Gewaltverhältnisse gemeint. Die letzteren sind überhaupt außer-gesellschaftliche Verhältnisse, da zum Wesen der Gesellschaft die Existenz von Wechselwirkungen, d. h. inneren (seelischen oder „moralischen“) Beziehungen gehört. Reine Gewaltverhältnisse treten nur als Ausnahme- und Grenzfälle im geschichtlichen Leben auf. Normalerweise sind Kampf- und Machtverhältnisse geregelt, d. h. sowohl der Kampf wie die Machtausübung sind eingeschränkt durch gewisse sittliche Normen, die innere Anerkennung finden (auch wenn sie nicht überall tatsächlich befolgt werden), so daß sich beide Verhältnisse eng mit dem Anerkennungsverhältnis verschlingen. Von welcher grundlegenden Bedeutung die ganze Einteilung ist, zeigt sich schon bei einem flüchtigen Versuch, sie auf die Ethik und Moralwissenschaft anzuwenden. Es gibt, wie schon aus dem eben Gesagten zu entnehmen, eine besondere Kampf- und ebenso eine besondere Machtmoral; andererseits ebenso eine Gemeinschafts- und Anerkennungsmoral. Ein großer Teil der Verschiedenheit in den herrschenden Moralien rührt eben davon her, daß diese sich auf die verschiedenen Grundverhältnisse beziehen. Aber auch in den großen Systemen und Weltanschauungen übt durchweg eines der Grundverhältnisse einen beherrschenden Einfluß aus wie das Gemeinschaftsverhältnis in der christlichen Lehre, das Anerkennungsverhältnis bei Kant, das Kampf- und Machtverhältnis bei Nietzsche¹⁾.

Eine zweite grundlegende Einteilung der Gesellschaftsverhältnisse bezieht sich auf die Verteilung der Macht — darauf, ob, anders ausgedrückt, „Macht“ (d. h. Übermacht) überhaupt vorhanden ist oder nicht. Grundlegend ist in dieser Beziehung die Unterscheidung von genossenschaftlichen und herrschaftlichen Verhältnissen. Historisch entsprechen die letzteren der Stufe des Staates, wofern wir dieses Wort dem herrschenden Sprachgebrauch gemäß im engeren Sinne verstehen, also an den sog. Klassenstaat denken, mit dem sich überhaupt ein Klassenwesen (d. h. das Dasein herrschaftlicher Verhältnisse) auf allen Lebensgebieten verbindet. Auf der tieferen und vorangehenden Stufe bewegt sich das politische Leben dagegen in genossenschaftlichen Formen. Entwicklungsgeschichtlich betrachtet erscheint also das Macht-

¹⁾ Vgl. die feinsinnigen Andeutungen und Ausführungen bei Metzger, Gesellschaft, Recht und Staat in der Ethik des deutschen Idealismus, S. 17 ff.

verhältnis erst auf einer späteren Stufe der Menschheit; und Ähnliches läßt sich eingeschränkt auch für das Kampfverhältnis und noch mehr eingeschränkt für das Anerkennungsverhältnis nachweisen. Diese genetische Reihenfolge hat zugleich eine systematische Bedeutung. Es läßt sich nämlich aus dem Wesen des Anerkennungsverhältnisses heraus zeigen, daß dieses zugleich die Existenz eines Gemeinschaftsverhältnisses voraussetzt und insbesondere ein solches implizite in sich enthält; und Entsprechendes gilt auch für das Kampf- und das Machtverhältnis. — In den historischen Gestaltungen des Gesellschaftslebens kreuzen sich beide Einteilungen miteinander. So bedeutet z. B. das patriarchalische Verhältnis einerseits eine ungleiche Machtverteilung; andererseits ist es in seinem Grundton ein Gemeinschaftsverhältnis (die Machtausübung steht unter der Herrschaft der Sitte und Sittlichkeit) und gegenüber jedem Versuch, an seiner Machtgrundlage zu rütteln, wiederum ein Kampfverhältnis. — Ebenso treten die zuerst unterschiedenen Grundverhältnisse durchweg nicht in reiner, sondern überwiegend in gemischter Form auf. So bedeutet der Staat nach außen ein Machtverhältnis (gelegentlich auch ein Kampf- und ein Gewaltverhältnis), nach innen, soweit die Klassenverhältnisse in Frage kommen, wiederum ein Macht- und Kampfverhältnis, im übrigen vorwiegend ein Rechts- und teilweise (z. B. in Zuständen patriotischer Erhebung oder in der Berufstätigkeit der Beamten im modernen Staat) ein Gemeinschaftsverhältnis.

Die angeführten beiden Klassifikationen beanspruchen, eine im wissenschaftlichen Sinn strenge Systematik der Gesellschaftsformen zu geben, d. h. eine Einteilung in letzte Bestandteile, die das Denken nicht weiter auflösen kann, und von denen es eben daher angemessenerweise seinen Ausgang nehmen muß. Es sind hier Urphänomene des gesellschaftlichen Lebens erreicht, die weniger durch das begriffliche Erkennen als durch die innere Anschauung zu erfassen sind. Die Begriffe, die unserer Einteilung zugrunde liegen, sind also systematische Begriffe, und es besteht zugleich Sicherheit, daß sie letzte systematische Begriffe bedeuten. Von ihnen sind streng zu unterscheiden die historischen Begriffe menschlicher Gruppen, wie Familie, Partei, Staat usw. So verbinden sich, wie eben gesagt, im historischen Gebilde des Staates verschiedene systematische Grundformen; so ist die Familie ein rein historisches Gepräge des Gemeinschaftsverhältnisses; und so ist auch das Recht eine historische Form (historisch schon deswegen, weil es an den Staat gebunden ist) des Anerkennungsverhältnisses. Es wird schon einen großen Fortschritt bedeuten, wenn

wir künftig diese beiden Gruppen von Begriffen sorgsam auseinanderzuhalten gelernt haben. So erscheint z. B. das Wort „Masse“ auf den ersten Blick als ein systematischer Begriff; bei näherer Betrachtung zeigt sich jedoch, daß in der Regel ein historischer Begriff vorschwebt, nämlich derjenige einer Volksgruppe, die, ohne Tradition, ohne Stil und daher ohne tiefere Bindungen dahinlebend, zufälligen Einflüssen verhältnismäßig stark ausgesetzt ist. Es darf auch in Zukunft nicht mehr vorkommen, daß man z. B. das Wesen der Macht durch den Staat erläutern will; denn einen systematischen Begriff durch einen historischen erläutern wollen, heißt das Pferd beim Schwanz aufzäumen.

Eine weitere Gruppe von Fragen bezieht sich auf die *Tatsachen des Kollektivlebens*, das Gesamtbewußtsein, den Gesamtwillen usw. Vor den Gefahren der Mystik bewahren wir uns auch hier durch die Besinnung auf unsere eigenen Erlebnisse, d. h. die phänomenologische Betrachtung. Diese zeigt, daß es ebensogut wie ein Ichbewußtsein auch ein Wirbewußtsein gibt, das im Zustande der Gemeinschaft erlebt wird. Ein Gesamtwille oder eine Gesamtmeinung ist demnach etwas durchaus Reales, nämlich ein einheitliches Erlebnis aller Beteiligten in einer Gemeinschaft, einheitlich deswegen, weil die Einzelerlebnisse kausal, nämlich durch Wechselwirkungen verbunden sind. Die Bedeutung dieser Kollektiv-erlebnisse verkennen wir deswegen leicht, weil wir nicht genügend gewöhnt sind, zwischen Vordergrund und Hintergrund im Seelenleben zu unterscheiden, weil wir den unbeachteten und unbemerkten seelischen Inhalten, den latenten Einstellungen und Bereitschaften viel zu wenig Rechnung tragen. Es ist z. B. durchaus richtig, daß alle Moral auf einem Gesamtwillen beruht; nur bleibt dieser durchweg latent, solange keine Übertretung eintritt, bei welcher er sich als durchgängige Entrüstung, Verurteilung und gegebenenfalls Neigung zur Abwehr bekundet. Die große Bedeutung dieser Kollektivphänomene ist die, daß sie durchweg die großen Richtungen des Verhaltens und Meinens bestimmen, während der konkrete Inhalt des Denkens und Handelns im einzelnen Falle individueller Natur ist; und indem dieser letztere im Vordergrund des Bewußtseins steht, wird er leicht für den einzigen gehalten.

Ein weiteres Kapitel bildet die Lehre von den *sozialen Instinkten* des Menschen, ein Kapitel, das allerdings auf der Grenze der Psychologie und Soziologie liegt, jedoch mindestens bei den heutigen Verhältnissen auch in die Darstellung der Gesellschaftslehre hineingehört. Gegenstände sind z. B. der Kampfinstinkt, der Hilfs-

und Pflgetrieb, die Nachahmung, das Miterleben usw. Vielleicht die wichtigste Stellung darin nimmt die Untersuchung des von Mc. Dougall entdeckten *U n t e r o r d n u n g s t r i e b e s* ein. Seine phänomenologische Analyse zeigt, daß der echte Gehorsam eine Haltung der freiwilligen Unterordnung und inneren Hingabe an die Führerpersönlichkeit oder Autorität ist. Sie zeigt eine tiefe Verschiedenheit von der Furcht und äußeren Anpassung als Quelle eines bestimmten Verhaltens. Beide stehen einander gegenüber als *g e s e l l s c h a f t l i c h e u n d a u ß e r g e s e l l s c h a f t l i c h e P h ä n o m e n e*; denn die Unterordnung beruht auf einer inneren Verbundenheit, während das Furchtverhalten und die Anpassung eine reine äußere Akkommodation bedeuten, wie man sie auch außermenschlichen Gegenständen gegenüber übt.

Wir berühren mit dieser Unterscheidung übrigens ein sehr wichtiges Problem. Der herrschende Sprachgebrauch rechnet zum gesellschaftlichen Leben auch eine Reihe von Tatsachen, die in unserem Sinn außergesellschaftliche Erscheinungen sind, z. B. Preisregulierungen im Wirtschaftsleben oder das Verhältnis zwischen Angestellten und Arbeitgebern, wofern dabei keine seelischen Kräfte (d. h. Wechselwirkungen) im Spiel sind. Jener Sprachgebrauch ist insofern völlig berechtigt, als eine einheitliche Erfassung des Gruppenlebens wegen der bestehenden Kausalzusammenhänge nicht an der Grenze der von uns als gesellschaftlich im eigentlichen Sinne bezeichneten Vorgänge haltmachen darf. Die formale Gesellschaftslehre bezieht sich demgemäß in der Tat *n i c h t a u f a l l e E r s c h e i n u n g e n* des Gruppenlebens; aber das bedeutet an sich keinen Vorwurf für sie. Es ist durchgängig so, daß die einheitlich in sich zusammenhängenden Tatsachen des Lebens unter verschiedenen Wissenschaften aufgeteilt sind. Es erscheint als unvermeidlich, daß die Wissenschaft darauf verzichtet, die Totalität des Lebens nachzubilden. Im vorliegenden Fall könnte man freilich darauf hinweisen, daß die andere Richtung der Soziologie, die geschichtsphilosophisch-enzyklopädische Richtung, gerade das Ganze der gesellschaftlichen Dinge durch eine Leistung der „Synthese“ erfassen will. Es fragt sich aber, ob ihr dies wirklich in einer wissenschaftlich wertvollen Weise gelingt; und selbst im bejahenden Falle würde daraus noch nicht die Wertlosigkeit der formalen Richtung folgen, weil deren Einseitigkeit eine durchgängige Einseitigkeit der Wissenschaft überhaupt ist. Man könnte mit demselben Rechte der Psychologie vorwerfen, daß sie die psychophysische Einheit des Menschen gewaltsam zerreißt und die Abhängigkeit des Seelenlebens von seiner organischen Grundlage mißachtet. Immerhin liegen hier vielleicht (der letzte Vergleich spricht

eher dafür als dagegen) Probleme, die der Lösung harren, und damit Ansatzpunkte für Weiterbildungen.

Die Wechselwirkungen innerhalb der Gruppe werden in diesem Kapitel auf letzte Vorgänge zurückgeführt und damit analysiert. Wichtig ist, daß diese Beeinflussungen ganz überwiegend sich unbeachtet oder unbewußt abspielen, obwohl sie den stärksten Einfluß auf unser ganzes Verhalten ausüben. Jedermann⁴ lebt in einer F ü h l u n g mit seiner Umgebung, die ihn über deren Gesinnung und Bereitschaft zu bestimmten Verhaltensweisen aufklärt und ihm ebenso zeigt, welche Möglichkeiten des Verhaltens er ihr gegenüber besitzt — alles dieses aber durchweg im Hintergrunde des Bewußtseins sich abspielend und dabei doch sein ganzes Verhalten bestimmend. Für alle Art von Zusammenwirken, für alle Beeinflussung, für jede Machtverschiebung und Machtgestaltung liegen in einer solchen F ü h l u n g die tiefsten Ursachen. Das gesellschaftliche Gleichgewicht und seine Verschiebungen beruhen demgemäß ganz oder vorwiegend auf s u b i n t e l l i g e n t e n Kräften.

3. Aus dem Gesagten ist bereits einiges über die M e t h o d e n der formalen Gesellschaftslehre zu entnehmen. Es zeigen sich hier einschneidende und wichtige folgerechte Unterschiede von der geschichtsphilosophisch-enzklopädischen Richtung. Das gilt schon, wenn wir zunächst das Zusammenwirken von A n a l y s e und S y n t h e s e betrachten. In der Kraft der Synthese steht die formale Richtung ihrer älteren Schwester (mindestens vorläufig) nach. In derjenigen der Analyse überragt sie sie aber bei weitem; und das letztere ist entscheidend. Denn die Analyse ist überhaupt das Instrument, mit dem die moderne Wissenschaft in die Tiefe dringt. Man denke an das Aufblühen der Naturwissenschaft, insbesondere den Aufschwung der Mechanik in der Neuzeit: in der Kraft der Synthese waren die alten griechischen Philosophen von Galilei und seinen Nachfolgern kaum zu überbieten; was ihnen aber völlig fehlte und der Naturforschung ihre Leistungen erst ermöglichte, war jene eindringende Analyse, in der Beobachten und reines Denken, Apriori und Erfahrung sich verbinden, und die bis zu letzten, nicht weiter zurückführbaren oder erklärbaren Tatbeständen und Beziehungen vordringt. Eine derartige Analyse kann nur eine Richtung vornehmen, die wenigstens zunächst keine Gesamtauffassung des geschichtlich-gesellschaftlichen Lebens geben, die keine Gesetze desselben feststellen, die auch nicht die Ergebnisse der Einzelsozialwissenschaften in sich vereinheitlichen will, sondern die sich wenigstens zunächst nur die Aufgabe stellt, eine Reihe von Begriffen und Typen rein und sauber heraus-

zuarbeiten, die bei allen geisteswissenschaftlichen Arbeiten als Grundbegriffe dienen können.

Bis zu den letzten Tatsachen vorzudringen vermag die Richtung vor allem deswegen, weil sie nicht bloß aus der Erfahrung verallgemeinert, sondern auch eine Reihe von Tatbeständen apriorisch feststellen kann: weil sie nicht nur induktiv vorgeht, sondern, und zwar in höherem Maße, auch phänomenologisch. Die Grundtatsachen des gesellschaftlichen Lebens sind uns allen, weil wir alle unserer Natur nach mitten in ihm stehen, unmittelbar im Erlebnis und damit in der inneren Anschauung gegeben. Schon die ältere Forschung ist, wie oben bei den einzelnen Fällen betont wurde, freilich ohne ausdrückliches Bewußtsein davon und daher auch ohne planmäßige Ausbeutung dieser Möglichkeit, zum Teil auf diesen Pfaden gewandelt. Die bewußte und planmäßige Handhabung dieser Methode ist dagegen erst neuerdings durch die Entdeckung und Entwicklung der Phänomenologie überhaupt möglich geworden. Neben diesem Verfahren behält natürlich dasjenige der Induktion seine Geltung überall da, wo es sich um historische Formen der systematischen Grundtatsachen und -typen handelt.

Apriorische Betrachtungsweise und Kraft der Analyse gehören eng zusammen; und es sei noch einmal darauf hingewiesen, von wie grundlegender Wichtigkeit das solchergestalt bestimmte Verfahren werden kann. Wissenschaft ist mehr als eine Anhäufung von Erfahrungen. Durch fleißiges Beobachten und Sammeln allein wäre die neue Mechanik und Naturforschung überhaupt nicht geschaffen worden. Sollte die enzyklopädische Richtung diese Tatsache nicht verkennen? Die im 16. und 17. Jahrhundert geschaffene Mechanik ist zur Grundlage aller Naturwissenschaft geworden. Von der Soziologie erwarten ihre Freunde und Anhänger vielfach eine ähnliche Leistung: wird sie dann der Mechanik nicht aber auch in ihrem allgemeinen Verfahren folgen müssen? Wird diese Leistung nicht wahrscheinlich, wenn sie überhaupt möglich ist, nur dann möglich sein, wenn man sich weder mit dem bloßen Sammeln und Vergleichen, noch mit dem Verfahren der Generalisation, der Induktion und der Synthese begnügen läßt?

Zum Schlusse sei noch auf eine Analogie zu dem hier angedeuteten Gegensatz der beiden Richtungen hingewiesen, deren Gegenstand freilich für die außerhalb eines engen Fachkreises Befindlichen nicht gerade in heller Beleuchtung dasteht. In der sog. Völkerpsychologie gibt es nämlich einen ganz ähnlichen Gegensatz zwischen zwei Richtungen, und zwar ebenfalls einer älteren und jüngeren. Es ist dabei vorausgesetzt, daß als Ziel beiden Richtungen

ein Verständnis des Seelenlebens der Naturvölker vorschwebt, aus dem heraus ihre Kultur verstanden werden kann. Die ältere Richtung behandelt ihren Gegenstand, wie Wundt selbst es einmal ausgedrückt hat, indem sie in erster Linie von der Peripherie zum Zentrum vordringt, d. h. den Stoff der Kulturtatsachen selbst in Angriff nimmt und ihn dabei mit den richtigen „psychologischen Gesichtspunkten zu durchdringen sucht. Die Frage nach der Eigenart des Seelenlebens auf anderen Kulturstufen als der unseren wird als solche überhaupt nicht in Angriff genommen, sondern die richtige Auffassung soll sich bei Beleuchtung des Materials von Kulturtatsachen, indem vermöge eines kritischen Verfahrens die Irrtümer beseitigt werden, gewissermaßen von selbst oder wenigstens nebenbei einstellen. Dieser sich eng an den Erfahrungsstoff anschließenden Richtung ist neuerdings eine andere gegenübergetreten, die unmittelbar auf das Hauptproblem losgeht, nämlich nach der Eigenart des seelischen Lebens der Naturvölker fragt; und zwar bedient sie sich vor allem eines Verfahrens der Analyse, bei dem die formalen Eigentümlichkeiten dieses Seelenlebens, vor allem seine Struktur erforscht wird. Der äußere Ertrag dieser Richtung ist zunächst viel bescheidener; dafür erfaßt sie die Frage aber viel mehr in der Tiefe und darf sich des Vorzuges einer schöpferischen Kraft rühmen. Die Ähnlichkeit mit unserem Gegenstand liegt auf der Hand.

III. Literaturbesprechungen und Literaturnotizen¹⁾:

Spann, Othmar: Kurzgefaßtes System der Gesellschaftslehre, Berlin 1914, Guttentag, 384 S.

Spanns Buch ist bereits kurz vor dem Kriege erschienen; das Vorwort stammt aus dem Januar 1914. Es ist also hohe Zeit, dazu Stellung zu nehmen. Wenn ich auch glaube, sehr vieles und gerade sehr Wesentliches anders sehen zu müssen, so fühle ich mich in diesem Augenblicke dadurch erleichtert, daß ich endlich den lang gehegten Vorsatz ausführen kann, dem Verfasser auch öffentlich für seinen kühnen und lehrreichen Versuch zu einem einheitlichen Begriffssystem der Gesellschaftslehre²⁾ zu danken. (Ich würde zum Danke hinzufügen: und sein Werk „anzuerkennen“, wenn nicht dieses an sich so sinnvolle Wort „anerkennen“ im Gebrauche des Kritikers einen — mir völlig fern liegenden — hochfahrenden und Überlegenheit markierenden Sinn hätte.) Gerade der

strenge und straffe Aufbau seines — freilich meist nur im Entwurfe gegebenen — Systems, das auf einem anderen Boden errichtet worden ist, gibt einem jenseits stehenden Schriftsteller willkommene Gelegenheit, sich darüber klar zu werden, was er selbst zu vermeiden hat. Dafür werden manche Leser mit mir dem Wiener Gelehrten dankbar sein. Ärgerlich und abzulehnen ist allemal nur das Verschwommene, Unklare, erst recht das, was Verwirrung stiften will. Spann aber steht mit priesterlichem Ernste im Dienste der Wahrheit. Es lohnt sich, ihm zu widersprechen; der sachlichen Gegnerschaft liegt jede Geringschätzung des Andersdenkenden weltenfern.

Wir haben es hier mit dem Entwurfe zu einer Gesellschaftslehre zu tun, die durchaus idealistisch und spiritualistisch gerichtet ist. Ziel der Systematisierung sind dabei „reine Begriffe“. Gerade auch der Begriff der Gesellschaft als einer eigenen Einheit, die ideell für sich

¹⁾ Die wissenschaftliche Verantwortung für jeden in den soziologischen Heften veröffentlichten Beitrag trägt allein der Verfasser, nicht das Forschungsinstitut. Dies gilt besonders auch für die Buchkritik. Wir versehen deshalb auch jeden (über eine bloße Redaktionsnotiz hinausgehenden) Artikel mit dem Namen oder dem Signum des Verfassers. (Red.) ²⁾ Spann schreibt Gesellschaftslehre, ebenso wie Brinkmann Gesellschaftswissenschaft. In einer Besprechung in Schmollers Jahrbuch (44, II) rügt Stoltenberg die Einschlebung des „s“ im Worte Gesellschaftswissenschaft bei Brinkmann. Ihm scheint Gesellschaftswissenschaft (also auch Gesellschaftslehre) richtiger. Es handle sich um den gen. obj., der bei Wortzusammensetzungen, im Gegensatz zum gen. subj., kein s aufweise. Das ist m. E. ein Irrtum. Das „s“ ist unentbehrlich aus Rücksichten auf die Aussprache und Lautbildung, nicht aus grammatikalischen Zusammenhängen. Er wird schon gestatten müssen, daß wir weiter so schreiben wie B. und Sp. Seine Wortbildungen sind allzu „unaussprechlich“.

— nicht aus Vorgängen — zu verstehen ist, gilt als Hauptaufgabe. Die geistigen Kollektivkräfte, die daneben und dazu Gegenstand der Untersuchung sind, werden in erster Linie nicht soziologisch, sondern aus ihrem übergesellschaftlichen Apriori erklärt, dieses idealistische Apriori geradezu verteidigt gegen eine vorwitzige soziologische Analyse. Unter den Einheitstheorien von der Gesellschaft wird der Individualismus abgelehnt, der Universalismus verherrlicht, der Primat der praktischen Vernunft unbedingt anerkannt, teleologische Erklärung über die kausative gestellt. Aus dieser Grundauffassung ergibt sich eine schroffe Gegnerschaft gegen jede empiristisch-realistische Behandlung, besonders gegen die Entwicklungstheorie wie gegen jede andere naturwissenschaftliche Deutung der gesellschaftlichen Erscheinungen. Psychologisches Verfahren, eine formale Soziologie (im Simmel'schen Sinne) wird bekämpft. Es wird ein Tempel der Abstraktion errichtet aus teils platonischen, teils scholastischen Denkelementen. Was an Lebensfarbe konkreter Wirklichkeit fehlt, wird durch den heißen Atem eines strengen ethischen Willens ersetzt. Abstraktion und Voluntarismus berühren sich hier (wie auch sonst nicht selten) auf engste.

Es ist von höchstem Erkenntnisreize, an dem Buche zu studieren, wie ein System der Soziologie beschaffen, das aus solchem Geiste hervorgegangen ist. Wir sind in ihr bisher meist so ganz anderes gewöhnt. Soziologen, die von der „Pestluft des Darwinistischen Sumpfes“ reden, wie es Spann (neuerdings an anderer Stelle) getan hat, oder die den ökonomischen Materialismus mit solcher Inbrunst als barbarisch verachten wie er, sind bisher selten gewesen. Wie Fichte behauptet auch Spann, daß uns die Natur „fremd“ sei, die „menschliche Gesellschaft aber als die Vergegenständlichung unseres eigenen Innern offen vor uns da“ liege. Die Naturwissenschaft wiese „methodische Unzulänglichkeit und geringere Würde“ auf.

So erhebt also in Spann der Idealismus auch in der Soziologie sein Haupt empor. Was bringt er uns?

Das System besteht aus 5 Teilen. Die Einleitung enthält im 1. Buche methodische Vortragen. (Problemstellung und geschichtlicher Überblick.) In 4 Abschnitten wird im 2. Buche der Aufbau der Gesellschaft behandelt; zuerst der formelle Aufbau oder das Gefüge der menschlichen Gesellschaft; dann die Lebensinhalte, ferner das, was der Verf. Einheitserscheinungen und Ersatzvorgänge nennt. Im 3. Buche folgen die 3 Einheitstheorien: Individualismus, Universalismus, Abgeschiedenheitslehre. Das 4. Buch enthält die Philosophie der Gesellschaftswissenschaft, das 5. das System der Gesellschaftswissenschaften.

Freilich diese Aufzählung von Überschriften gibt keine klare Vorstellung von ihrem Sinn. Aber auch eine genauere Wiedergabe des Inhaltsverzeichnisses würde eher verwirren; denn die Spann'sche Terminologie bleibt größtenteils blaß und etwas gewaltsam (Viel Schuld hat dabei auch die in den Wissenschaften so gefährliche und das Wesen der Sache völlig verkennende Sucht, Fremdwörter zu vermeiden.) So nennt Spann z. B. die auf seelischen Vorgängen beruhenden Gebilde der Gesellschaft „Gemeinschaften“, die aus Handlungen hervorgehenden „Genossenschaften“.

Halten wir uns lieber an das, was ihm als sein Ziel vorschwebte. Er wollte, scheint mir, ein Schema des Aufbaues der Gesellschaft geben, nicht nach den üblichen Kategorien von Zeit und Raum (also geschichtlich oder geographisch) orientiert, sondern als einen logisch zusammenhängenden, in Begriffsbildern systematisch zu erfassenden Rhythmus von Größen verschiedenster Art. Außer diesem Schema der existierenden (fraglich bleibt: wann existierenden?) Gesellschaft fesselte ihn noch die Aufgabe, die Theorien darzustellen und zu kritisieren, die die leitenden Grundnormen und -bewertungen des sozialen Lebens zusammenfassen.

Kann man die erste dieser beiden Aufgaben lösen mit den Denkmitteln, die der Verf. anwendet? Ich verneine es entschieden. Das Ganze macht auf mich größtenteils den Ein-

druck der Willkür aus Konstruktionslust. Bitter rächt sich die Verachtung der Natur! Es ist ein kaltes Phantasieren des Verstandes, dem nur die Fähigkeit der Phantasie fehlt, Bilder zu schaffen und Natur nachzuerleben. Wer die Gesellschaft erklären will, aber die Seelenkunde (im weitesten Sinne des Wortes, nicht im Fachsinne) verachtet und sie nicht zum Ausgangspunkte wählt, wer dann aber auch nicht das Physische im Menschenleben zum Studium machen will und die Biologie wegen ihrer vermeintlichen, zu geringen Würde beiseite wirft, der verkehrt nur noch mit Gespenstern ohne Leib und Seele, der kann die Realität der Gesellschaft nicht glaubhaft machen; ein dürftiges Spiel mit Worten und „reinen Begriffen“ bleibt übrig. Solche System-schmiede werden eines Tages das Gelächter des Lebens hinter ihrem Rücken hören und, wenn sie sich umwenden, erkennen, daß sie sich auf der dürren Weide der Spekulation gründlich verlaufen haben.

Aber die Verächter der Empirie verkennen auch ihr eigenes Vorhaben. Sie sind Ethiker; Willensmenschen. Sie wollen bestimmte vorgefaßte Normen beweisen. Ihre Normen sind naturwidrig; sie haben ein starkes, fast fanatisches Verlangen, das Leben der Menschen nach ihnen aufzuerlegenden Dogmen zu gestalten. Der ganze luftige Bau ihrer Theorien mit seiner scheinbaren Gesetzmäßigkeit dient ja nur als Mittel, um ein geistiges Herrschaftsrecht zu begründen. Das Bleibende ihrer Gedanken liegt in den vorgebrachten Bewertungen. Diese sind aber durchaus unwissenschaftlich, wenn man unter Wissenschaftlichkeit den Willen zur uninteressierten Erforschung und Anerkennung der Naturgesetze versteht. Idealismus ist nichts anderes als ein System des Willens zur geistigen Herrschaft über die Menschen, und eine idealistische Gesellschaftslehre ist ein voluntaristisches System, nicht, um das soziale Leben so zu verstehen, wie es ist, sondern es so darzustellen, wie es der Primat der praktischen Vernunft verlangt. Die strenge formale Begrifflichkeit täuscht Unbefangene; sie ist aber

gerade ein Merkmal dieser Denkweise. Der wahre Forscher hat Andacht zur Natur; ihm ist Streben nach Realismus selbstverständlich.

Für Spann ist die Gesellschaft „ein Ganzes aus Gliedern“, dessen Struktur er zu beschreiben versucht, ohne sich nach seiner grundsätzlichen Abwendung von aller naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise der Analogie des Organismus bedienen zu wollen. Er zerlegt den Bau in seine Teile und erkennt zwei Grundvorgänge als wirksam: Vergemeinschaftung und Vergenossenschaftung. Dort führen Gefühle, Gedanken, Willensregungen zur Entstehung von Gebilden sozialer Art, hier Handlungen. Dabei ist ihm der erste Komplex der schöpferische, das Handeln das dienende Element. Jene (aus Empfindungen) entstehenden Gemeinschaften erklären sich nicht aus den Einflüssen der Umwelt oder nur aus der individuellen Menschennatur, sondern dadurch, daß „fremdes Seelenleben schöpferisch auf den anderen wirkt“. Jetzt wäre es wünschenswert gewesen, tiefer in die Seelenkunde einzudringen und etwas dem Geiste des Psychologismus zu opfern. Aber beileibe nicht dies! Es wird nur ein geheimnisvoll bleibender Vorgang der „Auferweckung, Neuschaffung, des inneren Widerhalls“ usw. als Kern geistiger Gemeinschaft behauptet und als gegeben weiterhin angenommen. Aber gerade diese Wechselwirkungen wären zu untersuchen. Unhaltbar scheint es mir ferner, die Gebiete und die aus ihnen entstehenden Gebilde des Empfindens einerseits, des Handelns andererseits völlig zu sondern, jenen die Leitung, diesen die Rolle der Nachfolge zuzuschreiben. Offenbar hat hierbei die Abneigung des Spiritualisten gegen die materialistische Geschichtsauffassung mitgewirkt. Daß die Ideologien der Kunst, Wissenschaft, Religion, Philosophie und Moral gemeinschaftbildend wirken, ist nicht zu bestreiten; aber einmal mischen sie sich im Aufbau des gesellschaftlichen Lebens aufs verschlungenste mit den Gebilden des Handelns (Spann zählt vorwiegend dazu Wirtschaft, Politik, Krieg, Wettbewerb), und zweitens sind sie in der Tat teil-

weise nur Reflexe der Handlungsgebilde und von diesen abhängig und beherrscht (aber eben nur: teilweise). Gerade wieder die Regeln dieser Mischungen festzustellen, ist eine soziologische Aufgabe.

Die Darlegungen über die Gemeinschaften Wissenschaft, Kunst, Religion, Philosophie, Moral würde man viel eher in einem Lehrsystem vermuten, dessen Tendenz dahin ginge, die Berechtigung soziologischer Forschung zu bestreiten oder wenigstens einzuengen. So heißt es Seite 90: „Wohl gibt es eine theoretische Betrachtung der Wirtschaft als eines Systems des Handelns; von Wissenschaft, Kunst, Religion, Philosophie kann es eine sozialtheoretische Betrachtung nicht geben, weil ihr Bildungsgesetz und Aufbau gar nicht gesellschaftlicher, sondern normativer, apriorischer Natur ist.“ Daß sich in ihnen biologische, psychologische, gesellschaftliche Vorgänge spiegeln, wird abgelehnt. Ich meine, daß im letzten Wesenskern dieser Geisteskräfte etwas Apriorisches ruht, ist anzuerkennen; es läßt sich nicht ihr Wesen restlos in soziale Beziehungen auflösen. Aber es ist Aufgabe des Soziologen, scheint mir, die Grenzen des Apriori immer mehr zugunsten seiner Betrachtungsweise zurückzuschieben. Sehr viel, was der Tradition als spezifisch philosophisch, religiös, moralisch, ästhetisch, logisch erschien, löst sich eben doch in Produkte sozialer Beziehungen auf. Zionswächter des Apriori zu sein, ist nicht Aufgabe des Soziologen.

Daß Spann die Moral weder (wie die ihm äußerst verhaßten Utilitaristen) aus dem gesellschaftlichen Nutzen noch aus dem Kantischen Prinzip der bloßen Vernünftigkeit des Handelns herleitet, wird nun nicht mehr überraschen. Auch folgt aus seiner Ideologie, daß er das einem Volke durch Krieg bereitete Schicksal als gerecht ansieht. Die Nation erklärt er als eine geistige Gemeinschaft, deren Kern und Wesen die vorhin erwähnten Kulturgemeinschaften bilden.

Die Sozialtheorien des Individualismus und Universalismus nimmt er als absolute Gegensätze, als Gegeben-

heiten, die sich unversöhnlich gegenüberstehen. Erscheint ihm doch jeder Relativismus als Vernichtung der Wissenschaft, während wir anderen eher zur Umkehrung des Satzes neigen, daß erst mit der relativistischen Betrachtung der Dinge die wissenschaftliche, d. h. undogmatische Behandlung beginnt. Sein Richteranspruch im Streite von Individualismus und Universalismus verliert aber auch dadurch seine Kraft, daß er jenen viel zu eng, diesen viel zu weit faßt. Wenn man von der Annahme ausgeht, „der wichtigste Begriff, mit welchem der Individualismus schaltet, und auf dem er von allen Seiten her zurückführt“, sei der „eines selbstgenügsamen oder autarken, in sich gegründeten Individuums“, und wenn man fernerhin annimmt, der Universalismus sei „nicht die gerade Umkehrung des Individualismus, nicht jene Theorie, für welche der einzelne nichts, der Staat alles ist“, wird man zugeben müssen, daß heute, wo die gesellschaftliche Gebundenheit des einzelnen offensichtlich ist, allerdings jeder halbwegs vernünftige Mensch „Universalist“ sei. Aber nicht einmal die (von Spann genannten) Sophisten und Naturrechtslehrer waren in diesem Sinne Individualisten. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, bereit ist, wenn schon eine Etikettierung notwendig sein sollte, sich als Individualisten zu bekennen, hat dabei einen ganz anderen Begriff des Wortes im Sinne. Nach Spann gibt es kein anderes Dasein als das geistige Dasein (S. 270), Gesellschaftlichkeit und Geistigkeit sind wiederum eines; also ist Universalismus die einzig annehmbare Sozialtheorie. Hier würde ich wieder die Aufgabe des Soziologen darin sehen, die positiven Seiten der Gesellschaftlichkeit mit ihren negativen, zerstörenden zu vergleichen.

Doch es kam mir nur darauf an, an einigen Einzelpunkten Spanns Betrachtungsweise zu verdeutlichen. In ihm setzt sich Schöffles ethisch-voluntaristische und zugleich systembildende Methode fort, ohne daß bei Spann der tragische Zwiespalt des Schwaben (den er freilich in seinen letzten Lebensjahren zugunsten des Idealismus überwunden hatte) vor-

handen ist, der bei diesem zwischen seiner Neigung zum Organizismus und Darwinismus einerseits, zum Spiritua- lismus andererseits bestand.

Mir scheint, daß das System Spanns auf Sand gebaut ist. Zu seinen Ein- wendungen gegen das sozialpsycho- logische Verfahren der formalen Sozio- logie äußere ich mich in dieser Num- mer an anderer Stelle (S. 51). Daß man aus seinem Buche sehr viel lernen kann und es denen, die selbst an der Arbeit sind, ihre Gedanken über die Gesellschaftslehre zu festigen, reichen Nutzen gewährt, ist un- bestreitbar.

L. v. W.

Brinkmann, Carl: Versuch einer Gesellschaftswissen- schaft. München u. Leipzig, Duncker & Humblot; 1919. 138 S.

Es bleibt Spanns großes Verdienst, daß er mit wissenschaftlichem Mute und ernstem Bauwillen (trotz aller das letzte Entwicklungsstadium der Soziologie in Deutschland beherr- schenden Tendenzen zur Zersplitte- rung und Verzettelung der Disziplin in zahllose Einzelfragen) ein klares und durchsichtiges System zu geben bestrebt ist, alle Zwielfichttäuschungen verachtet und vor allem das feste Knochengerüst eines Begriffswerkes zu schaffen unermüdet ist. Kaum ist darin — und noch in mancher anderen Hinsicht — ein größerer Gegensatz denkbar als der, welcher zwischen ihm und Brinkmann besteht. Bei diesem bleibt alles Rand- glossen - Rasonnement, um nicht -Causerie zu sagen. Manches ist geistreich und durchdacht; einiges sicher geeignet, wertvolle Anregungen zu geben. Aber es ist völlig unver- ständlich, wie Brinkmann seine Aphorismen den „Versuch einer Ge- sellschaftswissenschaft“ nennen kann. Das ist irreführend. Gerade gegen- wärtig, wo der Soziologie nichts so not tut wie Wille zur Klarheit, sollte man besonders bestrebt sein, in der Titelgebung strengste Genauigkeit zu üben. Davon, daß der Verfasser auf 135 Seiten ein eigenes System, wie man nach dem Namen vermuten müßte, gegeben hätte kann nicht im

entferntesten die Rede sein. Es handelt sich um einige sehr lose ge- fügte Skizzen mit Kritik und An- regungen zu methodologischen Fragen der Gesellschaftslehre, die, beständen nicht erhebliche formale Mängel, sehr willkommen wären; aber Wille und Fähigkeit zum Systembau ist nicht zu erkennen.

Rein ästhetisch genommen, könnte man an der gewählten, esoterischen und kultivierten Schreibweise sein Vergnügen haben. Da ist alle pedan- tische Schulmeisterei abgestreift. Aber wir können uns im gegenwärtigen Zu- stande unserer Wissenschaft, scheint mir, den Luxus dieser übergeist- reichen Formgebung nicht leisten, wenn sie Verwirrung stiftet. Ja, ich meine, wir sollten lieber den Mut zur trivialeren Mitteilung von Gedanken haben, wenn sie dabei an Deutlich- keit gewinnt. Brinkmann deutet stets nur an, ist sprunghaft, ver- meidet, durchaus notwendige Ge- dankenbrücken zu geben, hat eine Vorliebe für schillernde, vieldeutige Worte und überläßt der Inter- pretationskunst des Lesers seine halb- dunklen Sätze. Jede schärfere Um- reißung eines Gedankenbaues wird ver- achtet. Von Simmel und Max Weber hat er viel gelernt und angenommen; leider aber übertreibt er auch ihre Schwächen in der Darstellungsform. Darüber hinaus sind wohl auch, möchte ich vermuten, die Stilmoden der jüngsten Literatur nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. In der Wissenschaft fingen vor 10—20 Jahren die jüngeren Kunsthistoriker mit dieser unerträglichen geheimnistueri- schen Salonsprache an; ein Teil der jüngsten Philosophen folgte. Wehe der Gesellschaftswissenschaft, wenn sie, die Geistreichelei am wenigsten vertragen kann, nicht von den An- deutern verschont bliebe!

Diese Form des Buches stellt die Kritik vor eine sehr schwere Aufgabe. Es ist nicht leicht, Brinkmann nicht mißzuverstehen. Seine Thesen ent- ziehen sich in ihrer unsicheren Form der Festlegung. Ich will versuchen, in Kürze das wiederzugeben, was ich nach heißem Bemühen seiner Schrift an Beiträgen zur Methodologie glaube entnehmen zu können:

Inhaltlich liegt der Fehler zugrunde, daß zwei verschiedene Gesellschaftsbegriffe durcheinanderlaufen. In den ersten Kapiteln und einem Teile der Schlußkapitel herrscht ein längst überwundener Gesellschaftsbegriff, der sich höchst wunderlich neben der Auffassung von „gesellschaftlichen Erscheinungen“ ausnimmt, die der Verf. an anderen Stellen in Anlehnung an Simmel und Max Weber mitteilt. Zunächst wird nämlich die Gesellschaft als ein Vermitteltes des Zwischengebietes von Individuen und Staat (schon im Vorwort) bezeichnet. Gesellschaft bezeichne „immer da, wo der Begriff aus der Technik der Rechtswissenschaft heraustritt, im weitesten Sinne eine vom Staat unabhängige Lebensordnung, die Bildung von Sondergemeinschaften neben und unter den staatlichen Verbänden so gut wie den Inbegriff des menschlichen Daseins vor und abgesehen von der staatlichen Organisation“ (S. 15). Das ist die von R. v. Mohl und Ahrens sowie (polemisch) von Treitschke vor mehr als 60 Jahren vertretene Auffassung von der „bürgerlichen Gesellschaft“, während alle modernen Soziologen gerade im Staate ein spezifisches Formgebilde der Gesellschaft sehen.

Nun nimmt der Historiker Brinkmann, dem gleichzeitig offenbar nicht minder an den Grundfragen der Rechtsphilosophie gelegen ist, in der Tat ein Interesse am Begriffe der Gesellschaft von der Betrachtung des Staates her. Man verkennt Brinkmann, wenn man ihn für einen eigentlichen Soziologen hält; er ist Historiker und Jurist, der nur das Phänomen des Staates nicht mehr von den in den beiden alten Disziplinen hergebrachten Gesichtspunkten, sondern eben soziologisch betrachten möchte. Dagegen wäre sicherlich nichts einzuwenden. Nun erscheint aber gerade bei der Behandlung des Problems der Systematik der weitere Gesellschaftsbegriff. So wird Seite 48 der Staat als „soziale Gegebenheit“ und damit als „Problem der Soziologie“ bezeichnet. Die Folge ist, daß man oft nicht erkennen kann, wieweit bei manchen Untersuchungen der Staat eingeschlossen oder gerade ausdrücklich gegensätzlich ausgeschlossen ist.

Sehr richtig sagt einleitend der Verfasser, worauf es ankomme, sei „nur, ehe gesellschaftliche Tatsachen unter solche vorher feststehende Begriffe geordnet werden, Ordnung und Zusammenhang auch in diese Begriffe selbst zu bringen“. Gewiß. Aber gerade daran mangelt es bei ihm so sehr. Ich bedauere das um so mehr, als die Betrachtungsweise der Soziologie, die mir als die fruchtbarste erscheint, bei ihm in Einzelfragen vielfach vorzuliegen scheint. Auch Brinkmann will nichts davon wissen, daß Soziologie Geschichts- oder Rechtsphilosophie sei; auch er fußt auf der Psychologie.

Aus dem Biedermeier-Begriff der Gesellschaft, den er anfangs zugrunde legt, erklärt sich auch die echte Historikerbehauptung, die Soziologie sei als Oppositionswissenschaft entstanden, wobei unter Opposition politische Gegnerschaft gegen die bestehende Staatsgewalt zu verstehen ist. Die alten Herren aus dem 17. und 18. Jahrhundert werden zur Stütze des „Stammbaums“ bemüht, die Aufklärer, ferner Voltaire, Rousseau, Ferguson als Soziologen vorgestellt.

Doch nun folgen manche fruchtbare und wirklich geistreiche Gedanken über das zweideutige, halb körperliche, halb geistige Wesen gesellschaftlicher Erscheinungen, aus dem die beiden entgegengesetzten Tendenzen zur naturwissenschaftlich-positivistischen und zur spiritualistischen „Kultur“auffassung der Gesellschaft hergeleitet werden. Durchaus einverstanden bin ich mit der mir als ein erfreulicher Fortschritt dünkenden Ablehnung nicht nur der materialistischen, sondern ebenso der in Deutschland neuerdings so viel Verwirrung anrichtenden idealistischen Kultursoziologie. Auch ich betrachte den einseitigen Spiritualismus der bloß verstehenden Soziologie als eine Verirrung. Seine Ablehnung von Spanns System der gesellschaftlichen Idealgüter ist freilich leider wieder nicht klar genug begründet.

„Alle Soziologie fängt von der Psychologie an.“ Aber auch: „Alle Psychologie fängt von der Soziologie an.“ Das Seelische erscheine vor

allen anderen Eigenschaften als ein Geselliges. Doch treibt es den Verf. über die bloße „soziale Phänomenologie“ hinaus; die Wirklichkeit der Produkte sozialpsychischer Beziehungen, der sozialen Formungen, sei darzutun. Hier gibt uns, die wir die Beziehungslehre zum nächsten Studienggebiete der Soziologie machen, Brinkmann den wertvollen Fingerzeig, daß „die neue, eigentliche Aufgabe des Soziologen damit anfangs, die Häufigkeit, Stärke, Wechselwirkung dieser Beziehungen in der wirklichen sozialen Welt zu bestimmen“ (S. 49). Einverstanden. Aber leider begibt er sich nun auf die vorzeitige Suche nach einem Begriff des Gesellschaftsganzen. „Eine Systematik der gesellschaftlichen Erscheinungen ist psychologisch, und zwar im weitesten Verstande dieses Begriffs: von der subjektiven Seite der sozialpolitischen Vorgänge her, nicht zu erreichen“ (S. 56). Mit diesem Satze, den ich nicht anzuerkennen vermag, tut Brinkmann den gefährlichen Schritt in die soziale Objektwelt, von der phänomenologischen Tatsächlichkeit zur theoretischen Berechenbarkeit. Obwohl seine Versuche, auf dieser Bahn voranzuschreiten, noch manches Feine und Wertvolle im einzelnen bieten (z. B. die treffenden Ausführungen zum Verhältnis der Kategorien Individualismus und Universalismus), so scheint mir das Ganze des nun folgenden objektiven Aufbaues der Gesellschaft „aus ihren physiologischen Fundamenten und ihrem rechtlich-sittlichen Überbau“ auf einer allzu luftigen Konstruktion zu beruhen. Unter Vernachlässigung von manchem sehr wesentlichen Faktor wird die Gesellschaft als ein Gebilde von Macht und Recht erfaßt. Der Historiker und Rechtsphilosoph hat damit den Soziologen wie am Anfange verdrängt. Etwa von Seite 80 an hat fast nur noch die theoretische Politik (mit ihren Problemen von Krieg und Führertum usw.) das Wort. Es handelt sich jetzt nicht mehr um eine soziologische Betrachtung des Staates, sondern um eine politische Einschätzung der Gesellschaft. Auch das ist — überflüssig, es zu sagen — an

sich wertvoll; aber der Drang zur Vereinfachung und Vereinheitlichung des sozialen Geschehens hat den Verf. zu einer als Zeiterscheinung nicht uninteressanten Konstruktion geführt, die mir zu beweisen scheint, daß es wohl besser gewesen wäre, Brinkmann hätte nicht so schnell den Weg von den Tatsachen des sozialpsychischen Geschehens zur sozialen Objektwelt gefunden.

In einem seltsamen Gemisch finden wir in den Skizzen des vielseitigen und anregenden Autors Fragmente sehr verschiedener Denk- und Wissensgebiete. Von der Historie und Rechtsphilosophie entrinnt der dort unbefriedigte Denker zu Simmels Psychologismus, zu Webers verstehender Soziologie, lehnt im Vorübergehen Spanns Spiritualismus ab, fühlt sich alsbald nicht zufriedengestellt von den unzusammenhängenden Analysen der Phänomenologie, beginnt sich vom Gesellschaftsbegriff als solchem als etwas Realem blenden zu lassen und gerät in die spekulierende Konstruktion, die ihn zu seinem Mutterboden der politisierenden Geschichte zurückführt. Für kritische und reife Leser, für Leute von Geschmack und Lust an der Abstraktion fallen bei der Lektüre zwar etwas herbe, auch nicht gerade nahrhafte, aber appetitreizende Früchte ab. Anfänger kann das geistreiche Büchlein nur verwirren. Vielleicht gelingt es dem Verf., die in der Schrift enthaltenen guten Keime zu einem geschlosseneren und weniger eilig abgefaßten Werke ausreifen zu lassen. L. v. W.

Mc. Dougall, William: An Introduction to Social Psychology. 13. Aufl. London 1918, Methuen, 431 S.

Das dritte Werk, das diesmal hier angezeigt werden soll, führt uns in einen Nachbarbezirk der Soziologie. Es steht fast am entgegengesetzten Pole des Geisteslebens wie Spanns System. Allenfalls kann man Brinkmanns Buch als ein Element der Vermittlung zwischen diesen beiden getrennten Welten ansprechen. Die Einführung des Oxforder Gelehrten in

die Sozialpsychologie ist längst kein neues Buch mehr; ihre großen Erfolge in der angelsächsischen Wissenschaft und darüber hinaus haben bewirkt, daß 1918 die 13. Auflage erschienen ist, während die erste aus dem Oktober 1908 stammte. In Deutschland ist das Buch wenigstens in den Kreisen der Sozialwissenschaftler — wie es bei den Psychologen stand, weiß ich nicht — nicht allzu sehr beachtet worden. Mir selbst war es unbekannt, bis ich im 4. Hefte des 11. Bandes (1919) der „Zeitschrift für Politik“ Vierkandts Anzeige des Spannischen Werkes las, in der er ihm vorwirft, nicht die drei „Newtonschen Entdeckungen“ der Gesellschaftslehre beachtet zu haben, die sich in Mc. Dougalls Social Psychology fänden. Beschämt suchte ich die Schwierigkeiten der Beschaffung fremdsprachigen Materials zu überwinden und mir den Newton unseres Fachs anzuschaffen. Auch Brinkmann hat in seiner Gesellschaftswissenschaft auf den britischen Forscher Bezug genommen. Inzwischen sind wir mit der Würdigung seines Schaffens arg in Rückstand geraten, zumal da inzwischen ein neues Werk (nach einer Anzeige der Revue de l'Institut de Sociologie, Nr. 2 S. 172): „The group mind“¹⁾ vorliegt, dessen Inhalt unserem Aufgabenkreise vielleicht noch näher liegt als die Sozialpsychologie, die zwar außerordentlich wichtig, aber nicht zur eigentlichen Gesellschaftslehre gehört (schon gar von Spanns Theorien durch eine Welt getrennt ist).

Mc. Dougall selbst hat auch nicht die Absicht gehabt, ein soziologisches Buch zu schreiben. Ihm ist nur — eine seiner Grundthesen — die Psychologie (in der von ihm entwickelten Richtung) die Basis aller Sozialwissenschaften. Wie sich Soziologie und Sozialpsychologie gegenseitig begrenzen, darüber hat er absichtlich jede Erörterung vermieden mit der trefflichen Begründung: „Ich glaube,

daß solche Fragen sich im Laufe der Zeit mit dem Fortschritte der verschiedenen Zweige der in Betracht kommenden Wissenschaften selbst lösen.“ Nehmen wir Stoltenbergs sehr brauchbaren Vorschlag an, der (wie er in Schmollers Jahrbuch [44. II, 295] berichtet) auch von Ellwood in Amerika gemacht worden ist, Soziopsychologie und Psychosozologie zu unterscheiden, so werden wir sagen müssen, daß Mc. Dougalls Einführung fast ganz im Kreise der Soziopsychologie bleibt, also noch nicht psychologische Soziologie geworden ist (und auch nicht werden sollte), während er, wie gesagt, inzwischen bereits seine Absicht ausgeführt hat, die Lehre von der Gruppenseele in einem zweiten Werke, dem mir gegenwärtig noch nicht erreichbaren „group mind“ darzulegen²⁾.

Aber die Hilfen und grundlegenden Erkenntnisse, die er einer seelenkundlich vorgehenden Gesellschaftslehre leistet, sind in der Tat unschätzbar groß, vorausgesetzt, daß man sich von seiner Übersicht der Motivationen, die er aufstellt und analysiert, hinreichend überzeugen lassen darf. (In diesem Punkte bin ich nur teilweise beruhigt.) Jedenfalls sind die vielseitigen, mit einem bewundernswürdigen hohen Grade von (verhältnismäßiger) Exaktheit durchgeführten Studien über die Instinkte und Gefühle, aus denen soziales und sittliches Handeln hervorgehen, allen denen von besonderem Werte, die (wie der Schreiber dieser Zeilen) eine „Beziehungslehre“ aufbauen wollen und dazu als Grundlage eine streng realistische Erklärung menschlicher Motive brauchen. So verstanden, teile ich Vierkandts Hochschätzung der Verdienste Mc. Dougalls durchaus; denn diese Erklärung, Herleitung, Gruppierung und Aufeinanderreihung der Gefühle ist für unsere spezielle Soziologie ein Geschenk, das uns mit einem Schlage ein sehr großes Stück Wegs vorauführt.

¹⁾ Mac Dougall, The group mind. Cambridge, University Press, 1920.

²⁾ Die „Revue“, deren Anzeige wir die Kenntnis vom Vorhandensein des Buches verdanken, sagt zum Schluß ihrer oben erwähnten Notiz: „Der Verfasser gehört zu denen, die die Existenz eines kollektiven Sozialbewußtseins, das über den Einzelmenschen bestände, nicht anerkennen, weil sie sie als eine Hypothese betrachten, die sich nicht verwirklichen kann.“

Freilich dürfen wir nicht alles kritiklos hinnehmen, weder seine Theorie der Instinkte, noch seine Darwinistische Argumentation, noch schließlich seine Erklärung des sittlichen Wollens. Aber selbst wenn wir nicht alle Ergebnisse für richtig halten können, so ist hier in mustergültiger Klarheit, Nüchternheit und Konsequenz der Weg gewiesen, wie man den Geheimnissen der Motivbildung näher kommen kann.

In Deutschland wird man, fürchte ich, hier und da dem Vorurteil gegen den „Positivismus“ zu viel Raum geben und Herleitungen der Welt des Willens und der Werte aus dem Bereiche des naturhaften Seins, wie sie unser Evolutionist vornimmt, widerstreben. Das Wort Positivismus ist hier cum grano salis zu nehmen und nicht in metaphysischer Beziehung gemeint. (In dieser Hinsicht teile ich durchaus, wie ich auch anderwärts ausgesprochen habe, die ablehnende Stellung.) Ich meine vielmehr dies: Es gibt heute bei uns zahlreiche Denker, die die Welt der Werte so scharf von der Welt des Seins trennen, daß ihnen schon der Versuch einer Gefühlsanalyse, die zeigen will, wie sich der Sinn und der Wille zum Ethos in der Menschenseele aus primitiveren Vorstellungen entwickelt, als „Positivismus“ verfehlt erscheint. Ich bin der Ansicht, daß mit solchen spekulationsfrohen Geistern, die lieber in geheimnisvollen orphischen Worten über Werte phantasieren, als daß sie einen solchen Wert unter das Mikroskop oder Seziernmesser nehmen, eine Verständigung schwer ist. Es ist sicherlich auch eine Aufgabe des Soziologen, das Sollen aus dem Sein herzuleiten, und wir begrüßen dankbar jedes Werk, das streng realistisch Elemente der Aufklärung hierzu gibt.

Aber selbst, wer diesen Schritt nicht mit Mc. Dougall zu machen bereit ist (den auch er nur mit Vorsicht und in den Traditionen der britischen Schule tut), sollte seine Lehre von den Instinkten und Gefühlen nicht unbeachtet lassen. Für diesmal muß ich mich mit dem Hinweis begnügen. Ich behalte mir vor, auf den Inhalt des

Buches im Zusammenhange mit der Besprechung des „group mind“ zurückzukommen.
L. v. W.

Georg v. Mayrs Eingliederung der Soziologie.

In der 4. Auflage seines Buches „Begriff und Gliederung der Staatswissenschaften“¹⁾ nimmt Georg v. Mayr auch die Eingliederung der Soziologie in den Rahmen der Staatswissenschaften vor: Aus der Gesamtheit der Gesellschaftswissenschaften entspringen aus verschiedenartiger Gruppierung und Auslese die Staatswissenschaften. Diese zerfallen in Staatswissenschaften im wörtlichen Sinne (welche sich mit dem Wissen vom Staat beschäftigen) und in Staatswissenschaften in übertragenem Sinne (wobei das allgemein-gesellschaftliche Wissen und das Wissen vom Wirtschaftsleben der Menschen im besonderen im Vordergrund stehen). Innerhalb der Staatswissenschaften im wörtlichen Sinne kommt die Soziologie nicht zur Geltung, wohl aber eine soziologische Betrachtungsweise gegenüber der juristischen, von der die erste zur Staatslehre und Politik, die zweite zu den Wissenschaften führt, die sich mit den formalisierten Rechtssekretionen des Staatslebens beschäftigen. Schwieriger ist eine scharfe Gebietsabgrenzung auf der Seite der Staatswissenschaften in übertragenem Sinne, da sich auf diesem Gebiete Disziplinen zusammenfinden, die eine weit weniger homogene Masse darstellen als die einzelnen Zweige des Wissens vom Staat. „Weiter kommt noch in Betracht, daß die weiteste Erstreckung des Wissensgebietes der Staatswissenschaften im übertragenen Sinne, wonach sie u. a. den gesamten Komplex von den allgemeinen Gesellschaftswissenschaften, Statistik, Soziallehre im engeren Sinne und Soziologie in engerem Sinne, und weiter von Soziologie im weitesten Sinne als allgemeinsten zusammenfassender Gesellschaftswissenschaft, umfassen würden,

¹⁾ Tübingen 1921, H. Laupp.

der tatsächlich überwiegenden Vorstellung vom Wissensgebiete der modernen Staatswissenschaften nicht entspricht. Die Statistik gehört zweifellos zu diesen, auch die Soziallehre im engeren Sinne mit der mehr und mehr sogar zu weiterer selbständiger Disziplin sich entwickelnden Sozialpolitik. Auch die Soziologie im engeren wie weiteren Sinne wird besser als selbständiges — wenn auch den Staatswissenschaften verwandtes und diesen, insbesondere der Statistik wichtige Forschungsunterlagen entnehmendes — Wissensgebiet angesprochen“ (S. 102). G. v. Mayr faßt die Soziologie als eine allgemeine Gesellschaftswissenschaft auf, wie die Statistik und Soziallehre im engeren Sinne auch eine ist, aber mit abgeordnetem Beobachtungsgebiet. Sie ist die Wissenschaft von den sozialen Gebilden als solchen, die sich mit der Gestaltung dieser Gebilde und den Gesetzmäßigkeiten ihrer Entwicklung, insbesondere auch mit der Beeinflussung der Gesellschaftsangehörigen durch das Gesellschaftsgebilde und andererseits mit den am Gesellschaftsgebilde durch den Einfluß der Gesellschaftsangehörigen sich vollziehenden Änderungen beschäftigt. Neben dieser Soziologie im engeren Sinne des Wortes bezeichnet v. Mayr auch schlechtweg als

Soziologie die Soziologie im weiteren Sinne, welche überhaupt das speziell gesellschaftlich Bedeutsame aus den beiden anderen allgemeinen Gesellschaftswissenschaften Statistik und Soziallehre mit Sozialpolitik, sodann auch aus allen anderen, vor allem der besonderen gesellschaftswissenschaftlichen, dann aber auch aus sonstigen Disziplinen in konzentriertem Auszuge zusammenfaßt (S. 105). Diese Daseinsform der Soziologie würde jedoch ihre Berechtigung verlieren, sofern sie in eine uferlose Forschungs- und Sammelarbeit hinauslaufen würde und in einer Art von Extrakt aus allen gesellschaftlichen Einzeldisziplinen eine moderne Sozialphilosophie in der Ausgestaltung einer Überwissenschaft zu begründen suchte. A. O.

Notiz:

Wir bitten, Besprechungsexemplare neu erschienener Werke der theoretischen Soziologie und ihrer Nachbardisziplinen an das „Forschungsinstitut für Sozialwissenschaften in Köln, Universität, Claudiusstraße 1“ zu senden. Die Auswahl der Arbeiten zur Rezension behält sich die Redaktion vor. Sie erfolgt nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten unter Berücksichtigung des zur Verfügung stehenden Raumes.

IV. Chronik.

Zum Tode von Willy Wygodzinski.

Am 3. Januar 1921 verschied in Bonn der ordentliche Professor der Volkswirtschaftslehre und zeitige Prorektor der landwirtschaftlichen Hochschule Dr. phil. Willy Wygodzinski im Alter von 51 Jahren. Er lehrte auch an den Universitäten Bonn und Köln. In weiten Kreisen ist er als Agrar- und Sozialpolitiker bekannt. Diesen Gebieten gehörten vorwiegend seine Veröffentlichungen und seine Lehrtätigkeit an. In seinen letzten Lebensjahren hat der Verstorbene jedoch seine besten Stunden und seine intensivste Arbeit der Soziologie gewidmet. Er las besonders gern darüber und gab sich mit großem pädagogischen Geschick den soziologischen Seminarübungen hin. In seinem Nachlasse fanden sich Ausarbeitungen, die das Gerüst eines Systems der formalen Soziologie enthalten.

Wer den Entschlafenen kannte, schätzte ihn wegen seiner Güte und Klugheit. Aufschmerzlichste bedauern wir, daß es ihm nicht mehr vergönnt war, von den Früchten seines Lieblingsstudiums einem größeren Kreise so viel zu geben, wie er es sich für seine nächsten Lebensjahre gewünscht hatte. Wenige Wochen vor seinem Tode äußerte er in einem Zwiegespräche Absichten und wissenschaftliche Pläne, die günstigste Erwartungen für den Fortschritt unserer Wissenschaft rege machten. L. v. W.

Fünfzig Jahre Soziologie in den Vereinigten Staaten.

In dem inhaltsreichen American Journal of Sociology, über das in einer der nächsten Nummern aus-

führlicher berichtet werden soll, findet sich im 21. Bande (Nr. 6 vom Mai 1916) von dem verdienstvollen Herausgeber, dem Professor Albion W. Small von der Universität Chicago, ein fast 150 Seiten langer Aufsatz, der den Titel „Fifty years of sociology in the United States (1865—1915)“ trägt. Es ist leider nicht möglich, hier auch nur skizzenhaft die Fülle der oft absichtlich persönlich gehaltenen Erinnerungen, besonders die eingehenden Würdigungen von Wards und Giddings' Wirken anzudeuten, zumal sich bisweilen der Verf. etwas allzu redselig in Nebendingen verliert. (Uns deutschen Autoren muß die Ausbreitungsmöglichkeit des amerikanischen Schriftstellers bei unserer schwierigen, aber auch erzieherischen Raumknappheit fast beneidenswert erscheinen.) Es mag genügen, einige Punkte, die uns im Augenblick besonders belangreich dünken, herauszugreifen und einige wenige Daten der Geschichte unseres Fachs in den Vereinigten Staaten festzuhalten:

Small betont einleitend, daß vielleicht die geläufigste Darstellung des Wandels, der in den letzten 25 Jahren bei allen Betrachtungen über menschliche Erfahrung eingetreten ist, dahin geht, daß das Schwergewicht von dem angenommenen individuellen Agens zur Gruppe, in der die Personen als untergeordnete Faktoren betrachtet werden, verlegt worden ist. Auch bestehe in allem Denken ein ruhelooser Rhythmus zwischen dem Interesse an konkreten und abstrakten Dingen, zwischen der Neigung zu eng spezialisierten Details und stark verallgemeinerten Zusammenhängen. Gerade auch die soziologische Bewegung in Amerika sei in ihren Veränderungen ein Kind der jeweiligen Zeit. Der Verlauf der Denkgeschichte führte in der

Union genau wie in Europa von den älteren Teilgebieten der Sozialwissenschaft zu der soziologischen Phase des Menschenproblems. In den Vereinigten Staaten setzt die Teilnahme an der Soziologie mit dem Bürgerkriege ein. Ums Jahr 1865 erkannten nachdenkliche Männer, daß die Probleme der Gesellschaft nicht so einfach lagen, wie man es in der früheren Pionierzeit angenommen hatte. Menschliche Wohlfahrt fließe eben nicht automatisch aus der Verfassung und den Gesetzen. Emerson, obwohl selbst nicht Soziologe, war einer der Anreger der Sozialphilosophie. Die ersten Männer, die dem neuerwachten sozialen Bewußtsein einen organisatorischen Ausdruck gaben, waren die Gründer der American Social Science Association, die freilich mehr Philantropen und Sozialreformer waren (1865). William G. Sumner hat das Schema ihres sozialen Wollens in einer auch für manche deutschen Reformerkreise nicht ganz unzutreffenden Weise hübsch verspottet, wenn er sagt: „A und B steckten ihre Köpfe zusammen, um zu entscheiden, was C für D zu tun habe.“ Fragen der Methodologie bestanden kaum; es handelte sich um humanitäre und patriotische Programme.

Bis zum Jahre 1876 gab es auch noch gar keinen Unterricht in Sozialwissenschaften in der Union, den man als fortgeschritten („advanced“) bezeichnen konnte. Die Eröffnung der John-Hopkins-Universität in Baltimore im Jahre 1876 bedeutete den Beginn einer neuen akademischen Ära in Amerika; auch für die Sozialwissenschaften setzte eine aufsteigende Entwicklung ein, wenn sie sich auch nicht mit der Blüte der Naturwissenschaften in Baltimore messen konnte. Immerhin wurde ein department of history and politics geschaffen, dessen treibende Kraft Herbert B. Adams, später daneben bis 1892 Richard T. Ely bildeten. Die Columbia-Universität (damals noch Columbia College) in New York errichtete 1880 die später für die Sozialwissenschaften so wichtige „School of Political Science“ auf Anregung von John W. Burgess. In ihren Vorlesungsverzeichnissen erscheint 1893/94 Prof. Giddings zum

ersten Male mit dem Titel „lecturer on Sociology“.

In der Forschung setzte die neue Entwicklung zu einer mehr selbstständigen Wissenschaft der Soziologie 1883 mit dem Erscheinen von Lester F. Wards „Dynamic Sociology“ ein. Während die übrigen führenden Soziologen Amerikas wohl sämtlich akademische Lehrer sind, war Ward, dieser Gesellschaftsbiologe, Museumsleiter und Museumsbotaniker. Über seine Stellung gegenüber den anderen amerikanischen Forschern spricht sich Small dahin aus: Die anderen „sind sich offensichtlich alle bewußt gewesen, daß sie zu ihrer Soziologie in allmählichem Voranschreiten gekommen sind. Sie nahmen ihr Werk nicht im Besitze eines vollständigen Systems auf, durch das sie das physische und geistige Universum erklären wollten, noch weniger mit einer vorausbestimmten Stellung und Art, in der die Episode Mensch als Detail in das kosmische System einzuordnen sei. Dies war auf der einen Seite ein großes Erschwernis für Wards soziologische Nachfolger. Als Erbauer von Denksystemen waren sie sichtlich im Vergleiche mit ihm gehemmt. Sie waren weit weniger ihres physischen Universums sicher und infolgedessen auch weit weniger sicher, wie sich die Menschenwelt in die physische Welt einordnete. Andererseits war dieser Gegensatz zu Ward auch stark zu gunsten seiner Nachfolger. Ihre Unkenntnis auf Gebieten, wo er wunderbar unterrichtet war, bedeutete in gewissem Sinne vergleichsweise Urteilslosigkeit, aber in anderem Sinne verhältnismäßig Urteilsfähigkeit. Es erfüllte sie mit dem bedrückenden, ja niederdrückenden Bewußtsein, daß die Beziehungen, die sie zu verstehen wünschten, ein Labyrinth bildeten, zu dem sie einen voll hinreichenden Führer noch nicht gefunden hätten. Sie waren notgedrungen eigentliche Forscher. Sie hatten nach einer Methode zu arbeiten, die eine rohe Art Induktion war. Sie hatten alle mit orthodoxen Vertäungen der einen oder der anderen Art gebrochen — mit geschichtlichen, wirtschaftlichen, politischen, philosophischen, theologischen — und hatten sich selbständig

auf die Suche nach einer Antwort auf die Frage begeben: Inwieweit bestimmt sich das menschliche Schicksal durch uns selbst? Keiner von ihnen ist bisher zu einer Antwort gelangt, die in der Form so vollständig wäre, wie die Wardsche von Anfang an war. Was mich anbetrifft, meint Small, „so denke ich, wir sind zu etwas Besserem gelangt. Das menschliche Schicksal ist nicht auf einfache Formeln zurückzuführen, wie Ward vermutete.“

Vom Jahre 1892 ab bestand die amerikanische Soziologie nach Smalls Darlegungen etwa 12 Jahre lang hauptsächlich in einem Experimentieren mit der Methode und in einer vielseitigen Erörterung der Methodenfragen. Ein solches Durchgangsstadium erscheint auch unserem Chicagoer Kollegen notwendig, wenn er auch in seiner leicht ironischen Art etwas hinzufügt, was auch für unsere Verhältnisse beachtenswert erscheinen mag: „Wir waren all die Zeit mehr oder weniger bewußt dabei, Drillbohrer für unseren besonderen Bohrprozeß zu fabrizieren; aber wir bohrten verhältnismäßig wenig, nachdem wir die Bohrer hergestellt hatten. Viele Leute nahmen so viel Interesse an den Werkzeugen, daß sie darüber ganz die Arbeit vergaßen, die die Werkzeuge verrichten sollten. Das allgemeine Problem der Sozialwissenschaften besteht darin, die Menschen in Vergangenheit und Gegenwart und vielleicht auch in Zukunft zu verstehen; aber wir gerieten so in Erregung um die Führerschaft unserer Lieblingsmethode, dem Volke nahe zu kommen, daß wir es ganz unterließen, uns sehr genau mit den Menschen selbst abzugeben. Das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts war eine Zeit mit viel leer scheinendem Zank in den Vereinigten Staaten über die ‚Provinz‘ der Geschichte, das ‚Ziel‘ der politischen Ökonomie, das ‚Gebiet‘ der Politik, die ‚Probleme‘ der Soziologie.“

In diesem Jahrzehnt entstand Giddings' „Principles of Sociology“ (1896), ein Buch, von dem Small erzählt, daß er es häufiger als irgendein anderes amerikanisches Werk der Soziologie bei europäischen Schriftstellern zitiert

gefunden habe. Smalls Bericht verweilt bei dem auch in Amerika nunmehr unausbleiblichen Konflikte der Soziologen mit den Historikern. Sehr hübsch meint er, schon 1890 würde er auf die Frage, was er über die Geschichtsphilosophen als Führer zur Erklärung der Gesellschaft dächte, geantwortet haben: Die Geschichtsphilosophen verdienten unsere Verehrung als eifrige Lichtsucher, sie wären aber in Wahrheit blinde Führer.

Seit 1901 seien die amerikanischen Soziologen fraglos ein gutes Stück vorangeschritten, einmal in der Richtung auf Übereinstimmung in der Einordnung präziser Probleme, entsprechend den in ihnen ruhenden Anregungen, und zweitens über die Wege, auf welchem diese Probleme zu behandeln seien. Gerade auch das Verhältnis zur Sozialpsychologie habe sich geklärt. Hinsichtlich des Begriffs der Soziologie kommt unser Verf. zu einer Definition, von der er meint, daß sie die meisten seiner soziologischen Kollegen teilen würden: Soziologie ist die Art des Studiums des allgemeinen Hauptgegenstandes der Sozialwissenschaft, die ihre Aufmerksamkeit vorwiegend auf die Formen von Gruppen und die sich an ihnen vollziehenden Vorgänge richtet.

Small müßte nicht der Verfasser der „General Sociology“ sein, der er den Untertitel „An exposition of the main development in sociological theory from Spencer to Ratzel“ gegeben hat, wenn er nicht des großen Einflusses gedächte, den dieser Österreicher auf die Entwicklung in Amerika gehabt hat. Mir will scheinen, daß die Werke dieses Mannes in den Vereinigten Staaten ebenso überschätzt werden, wie man sie in Europa in der Regel zu gering würdigt.

Von dem großen Aufschwung, den die Soziologie im letzten Jahrzehnte in der Union genommen hat, soll ein andermal berichtet werden.

L. v. W.

Soziologie in England.

Die „Sociological Review“ ist die Zeitschrift der britischen „Sociological Society“, deren Präsident Balfour ist. Zum Council gehören V. V. Branford,

Prof. Geddes, Hobhouse, P. Hughesden, Mac Dougall, Sir W. Leslie Mackenzie, S. H. Swinny, Raymond Unwin, Graham Wallas, Westermarck und andere bekannte Persönlichkeiten. Die Sekretärin ist Mrs. Fraser Davies (Lepplay House, 65, Belgrave Road, Westminster, London). Von ihren Zielen sagt die Gesellschaft, daß sie wissenschaftlicher, pädagogischer und praktischer Art sind. Sie ist bestrebt, die Forschung und Lehre in den Sozialwissenschaften nach ihren verschiedenen Gesichtspunkten und Anwendungen zu fördern und sucht eine allgemeine Grundlage zu legen, auf der sich alle Richtungen und Schulen begegnen können, die sich überhaupt mit gesellschaftlichen Erscheinungen befassen. Nationalökonomien und Historiker, Psychologen und Ethiker, Anthropologen und Archäologen, Geographen und Naturforscher, aber auch Ärzte und Psychiater, Kriminalisten und Juristen, Hygieniker und Pädagogen, Philanthropen und Sozialreformer, Politiker und Geistliche sollen sich hier begegnen.

Die Gesellschaft verfolgt ihre Ziele durch Tagungen mit Vorträgen und Aussprachen, durch Sammlung wichtiger Zeitschriften und Bücher sowie durch eigene Veröffentlichungen. Die ordentlichen Tagungen der Gesellschaft finden zwölfmal im Jahre in der hall of the Royal Society of Arts statt. Seit 1908 gibt die Gesellschaft die obengenannte Sociological Review heraus, die an die führenden Universitäten und Bibliotheken des In- und Auslands als das repräsentative Organ der Sozialwissenschaft in Großbritannien versandt wird. Auch hat die Gesellschaft 3 Bände „Sociological Papers“ bei Macmillan veröffentlicht. Zu den ausländischen korrespondierenden Mitgliedern gehören manche der hervorragendsten Soziologen des Kontinents und Amerikas.

Entsprechend dem überaus weiten Rahmen der Gesellschaft und der Aufnahme der Anwendungsgebiete der Soziologie in den Kreis ihrer wissenschaftlichen Betätigungen, enthält auch die Zeitschrift, die in den letzten Jahren zweimal im Jahre (im Frühjahr und Herbst) erschienen ist, vor-

wiegend Aufsätze aus den Gebieten der Sozialpolitik, Wohlfahrtspflege, Wohnungswesen, Politik, Hygiene und Pädagogik.

Von Aufsätzen, die der theoretischen Soziologie angehören, seien genannt:

aus Band X, Nr. 2 (Herbst 1918): Durkheim, a brief Memoir von V. V. Branford;

aus Band XI, Nr. 1 (Frühjahr 1919): Sociology: Its successes and its failures von S. H. Swinny;

aus Band XI, Nr. 2 (Herbst 1919):

The place of sociology among the sciences von P. Hughesden;

aus Band XII, Nr. 1 (Frühjahr 1920) und Nr. 2 (Herbst 1920):

Lepplay and Social Science von der verstorbenen Frau Dorothy Herbertson.

(Das Andenken Friedrich Lepplays wird, nicht zuletzt wegen der praktischen Tendenz seiner Lehre, von der Gesellschaft besonders hochgehalten. Ihr neues Heim hat den Namen Lepplay House bekommen.)

In Kürze sei etwas über den Inhalt der drei erstgenannten Arbeiten: 1. über Erfolge und Mißerfolge der Soziologie und 2. über ihren Platz unter den Wissenschaften sowie 3. über Dürkheim mitgeteilt:

An Swinnys Aufsatz fällt vor allem angenehm auf, wie stark er den Wert rein theoretischer Betrachtungsweisen und einheitlicher Konzeptionen hervorhebt. Irrtümlicherweise macht er das Vorbild Deutschlands verantwortlich für den Geist des Details und erhofft von der durch den Krieg bewirkten Abwendung der britischen Wissenschaft von Deutschland und seinen Ersatz durch die größeren Gesichtspunkte Frankreichs Vorteile für die Forschung seines Landes. Doch wollen wir nicht darüber mit ihm rechten, sondern die Entscheidung getrost der Zukunft überlassen. In der Sache an sich (ohne Zuspitzung auf nationale Zusammenhänge) geben wir ihm recht. Seine geschichtliche Übersicht ist freilich nur brauchbar, wenn wir den Begriff der Soziologie sehr weit fassen. In Francis Bacon sieht er den großen Anreger zur wissenschaftlichen Behandlung sozialer Probleme. Hat er doch schon die Idee einer Stufenleiter der Wissenschaften, deren höchste

Sprossen Politik und Ethik bilden, gehegt und die induktive Methode — nicht ohne Übertreibungen — auch für die komplexeren Wissenschaften empfohlen. In Hobbes sieht Swinny den ersten systematischen Soziologen, da er eine Staatstheorie gegeben hat. Bei allen sonstigen Irrtümern enthalte sie die fruchtbare Idee der Gesellschaft als eines Organismus. Die weitere Entwicklungslinie führe über Vico zu Montesquieu, Hume und Adam Smith. Turgot, Condorcet nach Herders Vorbild, Kant und schließlich Saint-Simon werden genannt und gewürdigt.

Aber die Zuspitzung der Soziallehren auf politische Anwendungen (wie sie in der älteren Zeit bestand) war nicht vorteilhaft. „Untersuchungen, die nur zu unmittelbaren praktischen Zwecken angestellt werden, sind kaum brauchbarer für die Schöpfung einer abstrakten Wissenschaft, wenn ihr Zweck Aufbau, als wenn ihr Zweck Zerstörung ist. Kepler und Galilei dachten nicht an besondere Verbesserungen in Schiffahrt und Maschinenbau; noch weniger begrenzten und leiteten sie ihr Werk durch Rücksichten auf solche praktischen Bedürfnisse. . . Die drei großen Soziologen des 19. Jahrhunderts, Comte, Spencer und Leplay, nahmen zwar innigen Anteil an der menschlichen Zukunft und bewerteten sozialwissenschaftliche Studien hauptsächlich als Basis für eine weise Ordnung des gesellschaftlichen Lebens, von dem Wunsche beseelt: zu sehen, um voranzusehen, wie Comte sagte; sie erkannten jedoch, daß im Dienste des Hauptzweckes, der Entdeckung von Gesetzen der sozialen Struktur und des gesellschaftlichen Fortschritts, ein uninteressiertes Studium aller wesentlichen Faktoren notwendig war, ein Studium, dessen Geist dem der großen Physiker, Chemiker und Biologen ähnelte. Mögliche Anwendungen sozialer Folgerungen würden bei ihrer Entdeckung nicht helfen, so nützlich sie, einmal entdeckt, zur Leitung und Kontrolle sozialer Handlungen sein möchten.“

Zu den drei großen Sozialtheoretikern des 19. Jahrhunderts wird also (in einer wohl übertriebenen Würdigung) auch Leplay gerechnet.

Kölnner Vierteljahrshefte. Heft 1.

Bemerkenswert ist bei der folgenden Untersuchung über den Stand der Soziologie in der Gegenwart, wie zurückhaltend und fast skeptisch sich der Landsmann Spencers äußert. Die Rechtfertigung der gegenwärtig noch bestehenden Unzulänglichkeiten unserer Wissenschaft erinnert sehr an die Argumente, die wir selbst jetzt in der Krisis der Soziologie in Deutschland ihren Verächtern entgegenhalten. Swinny meint, man müsse zugeben, daß ihr gegenwärtiger Zustand mit Recht oder Unrecht viel Enttäuschung hervorgerufen habe. Man klage darüber, daß sie uns keine ausreichende Voraussage und keine Führung des Handelns ermögliche, daß sich die Soziologen nicht über die Grundprinzipien einig seien, und daß die Gesetze, die formuliert worden, nicht anwendbar auf konkrete Fälle seien. Von dem einen Standpunkte bestehe keine Bedeutung für die wirkliche soziale Welt, von dem anderen gäbe es nur eine Sammlung von allem Möglichen, von empirischen Regeln, unzusammenhängenden Vermutungen, die des Namens einer Wissenschaft nicht wert seien, je nach den Gesichtspunkten des Sozialreformers oder des Soziologen. Die Schwierigkeiten, die jedoch bestehen, gruppiert der Verf. in 6 Punkten:

1. die Verwickeltheit der Wissenschaft der Soziologie,
2. ihre zu weitgehende Spezialisierung,
3. Materialismus,
4. die zu geringe Unterscheidung zwischen Wissenschaft und ihren praktischen Anwendungen,
5. die enge Verbindung des eigentlichen Gegenstandes mit menschlichen Interessen und Ambitionen, Gefühlen und Vorurteilen und
6. (größtenteils infolge davon) die Vernachlässigung dessen, was bereits geschehen ist, und der Entschluß, ganz von vorn neu anzufangen.

Was Swinny mit diesen Erklärungen meint, wird, mit Ausnahme von Punkt 3, ohne weiteres klar sein, zumal da es teilweise Argumente sind (besonders Punkt 5), die bereits Spencer in seinen berühmten Kapiteln

über die Schwierigkeiten der Sozialwissenschaft im „study of sociology“ dargelegt hat. Unter Materialismus versteht der Verf. nach Comtes Sprachgebrauch den Versuch, eine komplexere Wissenschaft als Provinz einer einfacheren zu behandeln, die schon weiter entwickelt ist, oder wenigstens die Anwendung der Methoden der früheren Wissenschaften in ihr. Dabei denkt er vor allem an die Abhängigkeit der Soziologie von der Biologie. Es bestehe aber ein zu großer Unterschied zwischen tierischen und sozialen Organismen. (Hierin ist Swinnys Erkenntnis weit über die Spencers hinausgeschritten.) Eine neue Methode und eine selbstständige Wissenschaft seien notwendig.

Von der wissenschaftlichen Behandlung der Soziologie in seinem Lande sagt schließlich der Verfasser: „Die drei letztgenannten Gefahren (Punkte 4—6) sind bei uns besonders groß. Wir haben keinen großen Kreis berufsmäßiger Forscher wie die Universitätsprofessoren einiger fremder Länder. Es bleibt uns deshalb die Wichtigtuerei erspart, mit der nebensächliche Punkte oder triviale Entdeckungen behandelt werden, auch die wortreichen Streitigkeiten über belanglose Dinge. Aber andererseits leiden wir darunter, daß das Gebiet zum großen Teile mit Männern besetzt ist, die manchmal ohne wissenschaftliche Schulung und oft lediglich Verehrer besonderer sozialer Reformen sind. Ohne sie ist es schwierig, eine soziologische Gesellschaft aufrechtzuerhalten, und mit ihnen ist es schwierig, sie soziologisch zu halten.“

Leider ist es nicht möglich, die Skizze eines Systems der Wissenschaften hier wiederzugeben, die Hughesden — wenn auch in knappstem Ausmaße — zeichnet. Wenden wir uns gleich seiner vierten Gruppe von Wissenschaften zu, die es direkt mit der Realität zu tun haben. „Ich möchte hier“, sagt der Verfasser, „zuerst die Primärwissenschaften unterscheiden, die sich mit typischen Einheiten in einem einzigen Grade von Realität befassen.“ Es besteht hier eine grundlegende Zweizahl: die Wissenschaften von der Physik (oder

hauptsächlich objektiven) und die von der Psyche (oder hauptsächlich subjektiven). Innerhalb der Physisgruppe bildet Hughesden eine Stufenfolge nach der Reihenfolge der den Gegenstand bildenden Einheiten: zunächst die Physik (grundlegende Einheit: das Elektron; krönende Einheit: das Atom); zweitens: Chemie (grundlegende Einheit: das Atom, krönende: die Zelle); drittens: Physiologie (Basis: Zelle, Krönung: Organismus). — Die Wissenschaften von der Seele bestehen auch aus drei Zweigen, die — wenn auch nur teilweise — ihr Gegenstück in der Physiologie haben, wo man pflanzliche, tierische und menschliche Gruppen absondern kann. Es handelt sich um die Wissenschaften vom unbewußten, vom bewußten oder Wahrnehmungsleben und drittens vom selbstbewußten oder apperzeptiven Leben.

Die Soziologie kann man jedoch nicht zu den Primärwissenschaften rechnen. Der soziale Organismus auf der physischen Seite und das Sozialbewußtsein auf der psychischen seien nur andeutende Metaphern. Hughesden betrachtet die Soziologie als sekundäre Wissenschaft, die sich auf der Primärwissenschaft der Psychologie aufbaut. Sie habe „zwei klare, wenn auch eng unter sich zusammenhängende Teile. Der eine befaßt sich in erster Linie mit den Beziehungen gegenseitiger Beeinflussung. Solche Beziehungen sind größtenteils assimilierend, jedoch auch in sehr beträchtlichem Grade differenzierend (z. B. wenn ein Einzelmensch oder eine Mehrzahl von Individuen scharf ablehnend auf ihre psychische Umgebung reagiert). Hier berührt sich die Soziologie aufs engste mit der Psychologie. Der Hauptunterschied zwischen ihnen ist der, daß es die Psychologie mit der menschlichen Natur in ihrer Eigenentwicklung zu tun hat, während die Soziologie die menschliche Natur in ihrer Beeinflussung durch Gedanken usw. aufweist, die ursprünglich von anderen ausgehen — nicht direkt, sondern durch das Medium von durch Natur oder Sitte zu Aus-

drucksmitteln gewordenen Phänomenen, wie besonders der Sprache. Der andere Teil befaßt sich vorzugsweise mit den Beziehungen der Funktion. Sie sind größtenteils solche der Kooperation, aber auch des Wettbewerbs. Hier berührt sich die Soziologie vielleicht enger mit der Sozialökonomik“.

Branfords Gedächtnisartikel schließlich zeigt, wie hoch auch in englischen Fachkreisen die Bedeutung des vor wenigen Jahren verstorbenen französischen Forschers Emile Durkheim geschätzt wird. Der Verfasser erinnert daran, daß die Dozentur, die an der Universität Bordeaux für Durkheim geschaffen wurde, die erste amtliche Anerkennung der Soziologie an französischen Universitäten war. Dessen Werk „La règle de la méthode sociologique“ hält Branford (wohl mit Recht) für das einflußreichste seiner Bücher. Den bemerkenswertesten Dienst hätte er der Soziologie aber mit der Herausgabe der „Année Sociologique“ seit 1896 geleistet. In einem Briefe an den Sekretär der Sociological Society interpretiert Durkheim seinen Beitrag zum ersten Bande der Sociological Papers mit folgenden Worten: „Ich war besonders darauf bedacht, die Vorstellung zu bekämpfen, die noch zu weit verbreitet ist, daß Soziologie ein Zweig der Philosophie sei. In dieser werden die Fragen nur in ihrer schematischen Erscheinung betrachtet und ohne spezialisierte Kompetenz angefaßt. Infolgedessen dränge ich vor allem auf die Erfüllung des Bedürfnisses nach systematischer Spezialisierung, und ich wies nach, worin sie bestehen sollte. Doch bin ich weit davon entfernt, zu leugnen, daß über diesen besonderen Wissenschaften Raum für eine synthetische Wissenschaft ist, die man allgemeine Soziologie oder Philosophie der Sozialwissenschaften nennen mag. Es gehört zu dieser Wissenschaft, von den verschiedenen Spezialdisziplinen bestimmte allgemeine Schlüsse abzulösen, bestimmte synthetische Begriffe, die die Spezialisten anstacheln und anfeuern, ihre Untersuchungen führen und erhellen werden, und die zu immer frischen Entdeckungen leiten mit dem rückwirkenden Ergebnisse,

daß sie wiederum den philosophischen Gedanken befruchten, und so fort ins Unendliche.“

Branford meint, wie die „Année“ nach dem Tode Durkheims auf demselben hohen Stande der Vollendung fortgeführt werden könne, sei eine ernste Frage. Es könnte die Arbeit internationaler Kooperation sein, unternommen im Gedächtnis an Durkheim als einen Erneuerer der Wissenschaft.
L. v. W.

Vom Institut Solvay für Soziologie in Brüssel.

Die Revue de l'Institut de Sociologie ist das Organ des Instituts Solvay für Soziologie in Brüssel. Dieses Institut, das im Jahre 1901 von Ernst Solvay gegründet wurde und im Park Leopold sein vorbildlich eingerichtetes Heim hat, war bereits mehr als ein Jahrzehnt lang vor dem Kriege unter Emil Waxweilers Leitung eine Stätte der Forschung, von der mannigfache Förderungen der Gesellschaftslehre und ihrer Anwendungen ausgingen. (In deutscher Sprache wurde eine Würdigung dieser Anstalt in Eleutheropoulos „Monatsschrift für Soziologie“ im Märzheft 1909 von Dr. Daniel Warrantte, der noch heute dem Verwaltungsstabe des Instituts angehört, vorgenommen.) Solvay und Waxweiler errichteten die Organisation ihrer Arbeiten durchaus auf biologischem Grunde. Die Gesellschaftslehre war für sie in ausgesprochenem Maße eine Naturwissenschaft. Dieser Grundauffassung entsprachen die Einrichtungen und die zahlreichen Publikationen des Instituts, das auch räumlich den medizinischen und naturwissenschaftlichen Laboratorien Solvays benachbart ist.

Anfangs umfaßten die Buchveröffentlichungen des Instituts für Soziologie drei Abteilungen: 1. Notes et Mémoires, selbständige Werke größeren Formats je eines Verfassers. Diese Bücher standen vorwiegend im Dienste der gelehrten theoretischen Forschung. Es sind elf Bände erschienen. Sie werden eingeleitet durch eine kurze Programmschrift Solvays,

in der er seine Theorie der Energetik als Grundlage nicht nur der Biologie, sondern auch der Psychosociologie darlegt. Dann folgte Waxweilers wertvolle und umfangreiche „Esquisse d'une Sociologie“, von der gelegentlich in diesen Heften eingehender berichtet werden soll. Petrucci brachte danach Studien über die natürlichen Entstehungsquellen des Eigentums, Wodon setzte sich mit Bücher über die Erforschung der Zustände der Primitiven auseinander, Houzé verbreitete sich vom anthropologischen Standpunkte über die Arier. Das sechste Heft, das Ch. Henry lieferte, behandelte ein Thema aus der Soziopsychologie. Im siebenten brachte Petrucci einen Beitrag über die Tiergesellschaften. Der Ungar Somlo schrieb deutsch über den „Güterverkehr in der Urgesellschaft“. Das neunte und zehnte Heft hatten sozialpolitische Fragen zum Gegenstande. Der elfte, letzte Band enthielt von Varendonck „recherches sur les sociétés d'enfants“.

Die zweite Schriftenreihe (Etudes sociales) umfaßte acht sozialpolitische Hefte. Die dritte (in kleinem Formate) betitelte sich „Actualités sociales“; sie enthält populäre Studien über Zeitfragen. Es sind 19 Hefte, mit denen man über die Forscherkreise hinaus in das breite Publikum wirken wollte; ihr Inhalt ist vorwiegend wirtschafts- und sozialpolitisch. Bei den hier behandelten praktischen Fragen war Solvays Grundauffassung leitend, daß in Anwendung des theoretischen Prinzips der Energetik die Sozialreform in der Richtung höchster Produktivität menschlicher Leistungen entwickelt werden müsse. Die Rücksicht auf die soziale Gerechtigkeit sollte dabei, trotz der Unterordnung des Problems der Verteilung unter die Produktionsaufgaben, nicht vernachlässigt werden.

Große Dienste hat der Forschung die eigenartige Zeitschrift des Instituts geleistet, die zuerst als Bulletin Mensuel, später als Archives sociologi-

ques erschien ¹⁾. Eine große Zahl von Schriften der reinen und der angewandten Soziologie (im weitesten, vorwiegend naturwissenschaftlichen Sinn des Wortes) wurde hier unter einem bestimmten Gesichtspunkte, den Waxweiler programmatisch aufgestellt hatte, in guter Anordnung von den entsprechenden Fachleuten besprochen. Damit verband sich eine Chronik über das wissenschaftliche Leben in den einzelnen Ländern, Berichte über die Arbeiten der Studiengruppen des Instituts und ein systematisches Verzeichnis der zahlreichen Neuerwerbungen der mustergültigen, trefflich katalogisierten Bibliothek des Instituts.

Infolge des Krieges mußten die Veröffentlichungen des Instituts fast 6 Jahre ruhen. In dieser Zeit wurde ihm sein Leiter Waxweiler durch den Tod entrissen. Doch im Juli 1920 erschien zum ersten Male unter neuem Titel und anderer Anordnung die Zeitschrift des Instituts wieder, eben die neue Revue de l'Institut de Sociologie. Sie soll u. a. die von Waxweiler ausgezeichnet organisierte Arbeit der Archives sociologiques fortsetzen. Die Revue, von der uns die ersten drei Nummern vorliegen, soll sechsmal im Jahre erscheinen. (Der Abonnementspreis beträgt 35 Fr. für das Ausland; Adresse: Institut de Sociologie, Parc Léopold, Brüssel.)

Allem Anschein nach hat sich nach Waxweilers Tode infolge der Kriegsergebnisse der Schwerpunkt der Institutsarbeiten nach der praktischen, d. h. der wirtschafts- und sozialpolitischen Seite, nicht unbeträchtlich verschoben, obwohl schon in den letzten Jahren vor dem Kriege ein Zurücktreten der theoretischen Soziologie hinter die sozialpolitischen Aufgaben zu beobachten war. Schon der erste, als offizieller Aufsatz der Direktion bezeichnete Artikel des Juliheftes, der „L'œuvre de E. Waxweiler et l'orientation de la Revue de l'Institut de Sociologie“ betitelt ist, betont etwas zu stark, daß das Interesse des Ver-

¹⁾ Wenigstens muß ich vermuten, daß Monatsberichte später nicht mehr ausgegeben worden sind. Wir besitzen: Bulletin mensuel, Nrn. 1—17 (Juni 1910 bis Nov./Dez. 1911); von Nr. 18 an (1912, finden wir sie bis Nr. 32 (vom 29. Juni 1914) in den Archives sociologiques vereinigt.

storbenen ebenso der Praxis wie der Wissenschaft gehört habe.

Es ist allerdings durchaus begreiflich, daß sich gerade für ein belgisches Institut gegenwärtig die praktischen Aufgaben der Wirtschaft in den Vordergrund stellen. Demgemäß begannen die Arbeiten des Solvayinstituts in dem neuen Entwicklungsabschnitte mit vorwiegend nationalökonomischen „Travaux des groupes d'études de la reconstitution nationale“, von denen bereits neun Hefte vorliegen. Aber daß auch unter den Aufsätzen der Revue vorläufig die rein theoretisch-soziologischen nicht sehr zahlreich sind, ist vielleicht auch hier teilweise auf eine Krisis der bisherigen Forschungsgrundlage zurückzuführen. Der in gewisser Hinsicht zu weite, in anderer aber wieder zu enge Rahmen einer biologischen Soziologie ist, wie uns scheinen will, ihrer Entwicklung gefährlich geworden. Doch eine so schwierige Frage wie diese erfordert eine eingehende Untersuchung und kann hier nicht im Vorbeigehen erledigt werden. Auch darf nicht übersehen werden, daß die Institutionsdirektion ihren programmatischen Eröffnungsartikel mit einem Absatz schließt, dessen erste Worte lauten: „So sehr auch das Institut durch soziale Tagesfragen voll in Anspruch genommen sein könnte, so hört es selbst in dieser Zeit der Umwälzung nicht auf, sich an Forschungen reiner Wissenschaft zu beteiligen. Es beachtet, daß die soziale Tat sich vorher mit der Ausbildung der Kenntnisse und der wissenschaftlichen Methoden befassen muß.“

Und es endet die Kundgebung damit, daß gesagt wird: „Il“ (das Institut) „se propose d'apporter lui-même à la Revue des contributions de sociologie pure et il accueillera pour elle, avec reconnaissance, les travaux des savants de toute école qui, sans envisager des applications immédiates, poursuivent les problèmes sociologiques.“

Die einzelnen Hefte der Revue haben drei Teile: Aufsätze, Buchkritik und Chronik der wissenschaftlichen Bewegung. Der dritte (umfangreiche), von Warnotte redigierte Teil setzt die gute Tradition der

Archives fort und bildet eines der besten Orientierungsmittel über neue sozialwissenschaftliche Literatur, das das gegenwärtige internationale Schrifttum aufzuweisen hat.

L. v. W.

Gründung der deutschen soziologischen Gesellschaft in Hamburg.

In Hamburg hat sich im Jahre 1920 ein Kreis von Männern zusammengefunden, die ein starkes wissenschaftliches und sozialpolitisches Interesse an bestimmten Arbeiterfragen nehmen. Sie gründeten eine Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe gesetzt hat, eine umfassende Statistik der Gesinnung der ganzen deutschen Arbeiter- und Angestelltenschaft aufzustellen. Sie will „feststellen und kurz zusammengefaßt veröffentlichen, wie die geistige Einstellung dieser Kreise zur radikalen Bewegung, zu ihren Organisationen, zu der Tätigkeit ihrer Führer, zu ihrer Arbeit, zu ihren Arbeitgebern resp. Vorgesetzten, zum Staat, zur Gesellschaft, zur Religion, zum Sozialismus sowie zu anderen wichtigen Kultur- und Lebensfragen ist“.

Der Generalsekretär ist Herr cand. rer. pol. Nehring (Wandsbeck, Hofstraße 17). Bei der Durchführung einer größeren Enquete steht ihm Herr Franz Wiechel (Hamburg 26, Süderstraße 300, part.), das geistige Haupt der Hamburger Syndikalistin, zur Seite. Die beiden Männer widmen sich mit viel Hingabe und Energie ihrer Aufgabe, die überaus umfangreich und auch nach Zahl und Art der Fragen sehr eindringend gedachte Untersuchung zu einem brauchbaren Ergebnisse zu leiten.

Uns liegt nichts ferner, als eine die Arbeit des Hamburger Kreises von vornherein erschwerende Kritik an ihrem Vorhaben zu fällen. Wir wünschen ihr guten Fortgang. Unsere Bedenken richten sich nur gegen den Namen der Gesellschaft. Es scheint fast, als ob er gerade wegen der Unklarheit gewählt worden ist, die bisher in weiten Kreisen über das Wort „soziologisch“ bestand. Da es sich aber bei der Gesellschaft

nach ihrem bisher mitgeteilten Arbeitsprogramm um eine sozialpolitische Vereinigung handelt, so hätten wir es begrüßt, sie hätte sich nicht „soziologische“ Gesellschaft genannt. Das kann die Verwirrung nur vermehren. Die vulgäre Verwechslung von Soziologie und Sozialismus findet dadurch nur Nahrung.

L. v. W.

Ein Institut für Soziologie in Italien.

Wie uns Prof. Robert Michels mitteilt, ist zu Turin im vergangenen Winter unter der Ägide des Rechtsphilosophen Prof. Francesco Cosentini ein Instituto di Sociologia entstanden, deren Sitzungen in der Universität stattfinden. Es hat zu Ehrenmitgliedern u. a. ernannt: Worms, Gide, Sorel, Loria, Michels, Enrico Ferri, Pareto, Niceforo, Yves Guyos, Ferrero, de Maday, Solvay, van der Velde, Small, Steinmetz, Winogradoff, Masaryk, Balfour, Bourgeois; von Deutschen Brentano, Bernstein, Barth und v. Mayr. Arbeitsgebiete sind: sozialwissenschaftliche Methodenlehre und Sozialpolitik.

Nachrichten von deutschen Hochschulen über das Wintersemester 1920/21.¹⁾

Die Soziologie als Lehrfach an deutschsprachigen Hochschulen im Wintersemester 1920/21. Um Material über den gegenwärtigen Stand der theoretischen Soziologie als Lehrfach an deutschsprachigen Hochschulen zu erlangen, wandte sich die Redaktion der soziologischen Hefte an eine Reihe von Kollegen mit der Bitte, ihr die Mitteilungen über den akademischen Lehrbetrieb der Soziologie zu senden, die sie für geeignet zur Weitergabe an die Fachkreise durch Veröffentlichung in der Zeitschrift hielten. Die ein-

gelaufenen Briefnachrichten sind im ganzen viel umfangreicher als wir erwartet haben. Da uns hier nur ein sehr knapper Raum zur Verfügung steht, können wir die Mitteilungen leider nicht in der Ausführlichkeit wiedergeben, in der sie uns teilweise gemacht worden sind. Auf der anderen Seite bestehen Lücken über einige Hochschulen, die, wie wir hoffen, in späteren Heften ergänzt werden können. Die Vollständigkeit dieser Rubrik ist begreiflicherweise vom Maße der Antworten abhängig, die bei uns eingehen. Den Herren, die sich die Mühe gemacht haben, eingehend zu antworten, gestatten wir uns, an dieser Stelle unseren verbindlichsten Dank zu sagen.²⁾

Manche Antworten betrafen Disziplinen, die nicht unter den Begriff der Soziologie, wie er für den allgemeinen Teil dieser Hefte gilt, fielen, z. B. Sozialpolitik, Volkswohlfahrtspflege, Hygiene usw. Diese an sich sehr dankenswerten Mitteilungen können wir hier nicht mit aufnehmen. Im übrigen steht der Redaktion eine Nachprüfung, ob das, was als Soziologie in den Vorlesungsprogrammen und in den brieflichen Mitteilungen bezeichnet ist, in jedem Falle wirklich in den Rahmen dieser Disziplin fällt, nicht zu. Wir können an dieser Stelle nur ohne Kommentar Berichtetes weiterberichten.

Nämlich 1. aus Basel: Hier wird Soziologie offiziell nicht gelesen. Doch schreibt Prof. Michels: Meinem Arbeitsgebiete und meiner Auffassung entsprechend, tragen manche Vorlesungen über Spezialgebiete und Grenzfragen der Nationalökonomie stark soziologischen Charakter. Außerdem lese ich dieses Semester in der von der Universität eigens gegründeten Volkshochschule Soziologie und Psychologie der Massen.

2. Aus Berlin: Zu denen, deren Lehrtätigkeit in stärkerem oder geringerem Grade ganz oder teilweise, mehr in der Sache oder bloß der

¹⁾ In diesem Hefte beschränken wir uns auf Mitteilungen über die Unterrichtsgestaltung. Die Ausdehnung der Nachrichten auf persönliche Mitteilungen usw. wird angestrebt.

²⁾ Von Hochschulen, die nicht aufgezählt sind, haben wir keine Nachricht erhalten.

Methode nach, die theoretische Soziologie erfaßt, gehören hier u. a. Brinkmann, Breysig, v. Bortkiewicz, Cunow, Fischer, Fuchs, Herkner, Schumacher, Sombart, Stammler, Spranger, Tröltzsch, VerHees und Vierkandt. — Fuchs liest über „Wesen und Geschichte der Soziologie (mit Übungen), Brinkmann „Grundfragen der geschichtlichen Gesellschaftswissenschaft“. Tröltzsch schreibt: „Sombart, Herkner und ich ziehen soziologische Themata und Studien reichlich in den Vorlesungen heran. Für uns ist Soziologie mehr Voraussetzung, Sehweise und Hilfsmittel unserer Spezialstudien als ein für sich betriebenes Fach.“¹⁾

3. Aus Bonn schrieb der verstorbene Prof. Wygodzinski:

„Hier ist bisher von dem Unterzeichneten im Winter 1918/19 über Soziologie und im Wintersemester Januar/März 1920 über Soziologie der Volkswirtschaft gelesen worden.

Im derzeitigen Wintersemester liest Prof. Verwey über Soziologie der Kultur und der Unterzeichnete über „Geistig-soziale Hauptströmungen der Gegenwart“, in welchem Kolleg die Ideologien der Sozial- und Wirtschaftsgestaltung unter dem Gesichtspunkte der Beziehungen von Individuum und Gemeinschaft untersucht werden.

Der jetzt nach Leipzig gegangene Philosoph und Pädagoge Prof. Litt, pflegte seine kulturphilosophischen Kollegs soziologisch zu unterbauen.“

Im Vorlesungsverzeichnisse finden wir in der juristischen Fakultät auch angezeigt: K. Schreuer, „Grundzüge der Soziologie“.

4. Aus Braunschweig schreibt Prof. Jahn: Das Lehrfach der Soziologie ist neuerdings in das Vorlesungsprogramm der hiesigen Technischen Hochschule aufgenommen worden, und zwar halte ich in diesem Winter zum ersten Male eine einstündige „Einführung in die Soziologie“. Wenn sich diese Vorlesung als fruchtbringend für die Studenten erweist, beabsichtige ich, sie im näch-

sten Wintersemester zweistündig zu halten.

5. Aus Frankfurt a. M. schreibt Prof. Oppenheimer, der in letzter Zeit durch Krankheit und anderweitige Aufgaben stark behindert war: „Mein eigener soziologischer Unterricht hat sich bisher fast ausschließlich auf die Vorlesung beschränkt; ich habe zweimal „allgemeine Soziologie“, einmal den zweiten Teil des Systems, Staat und Wirtschaftsgesellschaft, gelesen, außerdem zweimal theoretische Ökonomik. Seminar über Soziologie konnte ich noch nicht halten, weil erstens die vorhandene Bücherei so gut wie nichts Brauchbares enthielt; ich mußte mir erst von Freunden das nötigste Geld erbetteln und hatte dann die ganzen, Ihnen ja sattem bekannten Schwierigkeiten der Bücherbeschaffung.“

In Frankfurt hat sich als Privatdozent Dr. Walter Sulzbach habilitiert, der wohl vom Sommersemester 1921 ab auch Soziologie lesen wird.

6. In Freiburg i. Br. lesen:

1. Prof. Mehlis 2stündig Sozialphilosophie.

2. Prof. Mombert 3stündig Ökonomische Soziologie (Die Beziehungen von Wirtschaft und Gesellschaft).

3. Prof. Kantorowitz alle 14 Tage 2stündig soziologisches Proseminar für Juristen und Nationalökonomien.

7. In Gießen liest der Privatdozent der Philosophie Dr. Weidenbach Soziologie.

8. Aus Graz hat uns in sehr dankenswerter Weise Prof. Hugo Spitzer eingehend berichtet. Unter großen äußeren Schwierigkeiten hat er dort ein Seminar für philosophische Soziologie errichtet. Das österreichische Staatsamt hat nunmehr für dieses Seminar 500 Kronen jährlich bewilligt. Dazu schreibt Herr Prof. Sp.: „Diese erfreuliche Tatsache zeigt das Interesse, welches unsere Regierung dem Aufschwung der soziologischen Studien entgegenbringt. Mit

¹⁾ Der Kreis der Hochschullehrer, deren Vorlesungen einen soziologischen Einschlag haben, reicht in Berlin und anderswo über die oben Genannten hinaus. Es ist begrifflicherweise hier nur möglich, einige Namen mehr beispielsweise zu erwähnen.

der Dotation können im Laufe einiger Jahre immerhin die wichtigsten älteren Werke angeschafft werden; was aber seit 1920 in Deutschland erscheint, ist ja überhaupt unerschwinglich.“

Aus Göttingen berichtet Prof. Oldenberg, daß dort 3 Dozenten soziologische Vorlesungen halten. Prof. Walther in der philosophischen Fakultät hat einen Lehrauftrag für Soziologie im Sinne vergleichender Geistesgeschichte erhalten und hat für das jetzige Semester angekündigt:

1. Entwicklung der Soziologie im Rahmen der allgemeinen Geistesgeschichte der letzten hundert Jahre; Darstellung und Kritik der Systeme. 3 Stunden privatim.

2. Soziologische Übungen, 2 Stunden privatissime gratis.

Privatdozent Dr. B a a d e hat angekündigt: Psychologie und Soziologie der Jugend (Kinderpsychologie und Jugendkunde), 2 Stunden privatim.

3. Im vorigen Semester las Privatdozent Dr. S c h m a l e n b a c h drei Stunden über Soziologie (Philosophie der Gesellschaft und des Staates). Prof. Walther schreibt von sich, daß er „persönlich auf die Kombination von Geschichte und Soziologie Wert lege im Hinblick auf sein Ziel, eine Soziologie auf breiten empirischen Grundlagen aufzubauen, wie sie sich ihm ergeben hätten durch kulturvergleichende Studien im näheren und fernerem Ausland und durch frühere theologische, historische und wirtschaftswissenschaftliche Studien“.

In Halle liest der Strafrechtler Prof. Finger, „Grundfragen der Soziologie“, und der Ethnologe und Völkerpsychologe Dr. Thurnwald „Entwicklungsformen von Staat und Wirtschaft“, sowie „Elemente der Kultur“. Aber auch Vorlesungen von Jörges (Rechtsphilosophie), von Sommerlad (Nationalökonomie) und von Z i e h e n (Psychologie) fallen unter anderem in Grenzgebiete.

In H a m b u r g hat sich Dr. S i n g e r auch für Soziologie habilitiert. Er liest zweistündig über „Soziologie, besonders über die Frage der Herrschaft“.

In Heidelberg ist schon seit einer Reihe von Jahren Alfred Weber einer der ersten deutschen Hochschullehrer, die an Universitäten Soziologie als selbständiges Lehrfach behandelt haben. Er hält in jedem Semester soziologische Übungen. Er schreibt darüber: „Der Inhalt ist teils prinzipieller Natur, teils befaßt er sich mit Objekten der materiellen Soziologie, die der Art der Fragestellung entsprechen, welche ich in meinem jüngsten Aufsatz im Archiv entwickelt habe. In diesem Sinne wird behandelt: Soziologie der Politik (Verfassung, Parteiwesen usw.), Soziologie der Kulturformen (des Theaters usw. und ähnliches). Über solche Themen werden Referate gehalten und auch Doktorarbeiten gemacht. Der Seminarbetrieb selbst ist dabei in jedem Semester möglichst nach einer einheitlichen Fragestellung ausgerichtet. Im übrigen veranstalteten die Studenten bisher hier auch noch soziologische Diskussionsabende unter ihrer eigenen Leitung, an denen die Professoren als Diskussionsredner teilnahmen.“

In J e n a hat in diesem Semester Prof. J e r u s a l e m zum ersten Male ein soziologisches Seminar eingerichtet.

In K i e l ist Prof. E u l e n b u r g um Förderung der Soziologie eifrig bemüht. Zunächst sucht er in diesem Winter durch zwei Veranstaltungen, die nicht zum offiziellen Universitätsunterricht gehören, den Boden zu bereiten. Solche halb geselligen, halb wissenschaftlichen Veranstaltungen entstehen auch an anderen Hochschulorten. Da sie nicht Gegenstand dieser Rundfrage sind, beschränken wir uns hier auf einen kurzen Hinweis auf die Kieler Versuche: Dort ist ein kleiner soziologischer Zirkel mit vierzehn ausgewählten Teilnehmern entstanden. Außerdem werden akademische „Soziologische Abende“ für einen größeren Kreis veranstaltet (ähnlich wie um Alfred Weber in Heidelberg). In einem Rundschreiben vom 15. November 1920 hat Eulenburg nähere Mitteilungen über diese wissenschaftlichen Gemeinschaften gemacht und die Kollegen zu ähnlichen Ver-

anstaltungen an anderen Orten aufgefördert.

In Köln sind Paul Honigsheim, Max Scheler und der Unterzeichnete Lehrer der Soziologie. In diesem Wintersemester liest Dr. Honigsheim über Soziologie der Religion und hält Übungen über die Staatslehre, Rechts- und Sozialphilosophie des Mittelalters. Prof. Scheler hat ein soziologisches Seminar, in dem im laufenden Semester der christliche Solidarismus Hauptgegenstand war. Spezieller angeheben, wurden in den letzten Semestern folgende Themen behandelt:

I. Wesen, geschichtliche Entstehung und Kritik der ökonomischen Geschichtsauffassung. Forderung einer neuen Theorie über die Ordnung der Kausalfaktoren, mit Hilfe deren die Geschichte zu erklären sei.

II. Die gegenwärtig bestehenden Formen des Sozialismus.

III. Wesen und Entwicklung sozialer Gefühlsformen. Es wurden behandelt: a) die Sympathiegefühle, b) Ehrgefühl, c) Schamgefühl, d) Furchtgefühl.

IV. (im Wintersemester 1920/21): Versuch des Aufbaues einer solidarischen Gesellschafts- und Wertungstheorie, unter kritischer Auseinandersetzung mit den Theorien des Liberalismus und Sozialismus.

Wenn ich über meinen eigenen Versuch etwas ausführlicher berichte, so geschieht es, um den in diesem Hefte befindlichen Aufsatz über „Beziehungslehre“ (S. 47) an einem Beispiele zu erläutern. Von Anfang an schwebte mir der Gedanke vor, einen Teil meines soziologischen Seminars allmählich mit den künftigen auf Induktion beruhenden Kollektivarbeiten der soziologischen Abteilung unseres Forschungsinstituts zu verknüpfen. Im Hochschulunterricht scheinen mir gegenwärtig drei verschiedene Aufgaben für den Dozenten der Soziologie zu bestehen: 1. eine allgemeine Einführung von Studierenden aller Fakultäten in die Probleme der Gesellschaftswissenschaft mit dem Zwecke einer den Dilettantismus, das Vorurteil und die Subjektivität bekämpfenden generellen Orientierung über die hier bestehenden wissenschaftlichen Aufgaben; 2. Fachvor-

lesungen und Übungen für Studierende der Philosophie und der sozialen Einzelwissenschaften mit dem Ziele, ihnen die soziologische Methode zur Unterstützung, Ergänzung und Vervollständigung ihrer Fachstudien näher zu bringen; 3. ein Seminar für Studierende der Soziologie zu schaffen, in dem einem besonders geeigneten kleineren Kreise eine Beteiligung an kollektiven Arbeiten auf dem Gebiete der Beziehungslehre möglich gemacht wird. — Im Dienste des erstgenannten Ziels halte ich in diesem Semester eine einstündige öffentliche Vorlesung: „Einführung in die Gesellschaftslehre“ (Grundlagen der Soziologie). Dem zweiten Zwecke und der Vorbereitung des dritten war seit drei Semestern mein soziologisches Seminar gewidmet. Aus ihm habe ich drei kleine Arbeitsgruppen ausgewählt, die den Stamm für eine im Sommersemester entstehende Oberabteilung des Seminars abgeben. Diese Oberabteilung umfaßt also ältere Studierende, die mehrere Semester hindurch allgemeinerer Studien auf dem Gebiete der Soziologie getrieben und sich nunmehr einer der drei Arbeitsgruppen angeschlossen haben. Arbeitsgruppe I widmet sich induktiven Untersuchungen über das Wesen der Über- und Unterordnung. Die zweite leistet Vorarbeiten zur Lexikographie der Soziologie. Die dritte befaßt sich (im Anschluß an Mc. Dougalls Lehre von den Instinkten und Gefühlen) mit Grenzfragen der Soziopsychologie und Psychosozialogie.

In Leipzig lehren Prof. Paul Barth, Dr. Freyer und der in diesem Semester zur Vertretung nach Münster beurlaubte Dr. Ernst Schultze. Der Kreis der Nachbar- und Grenzgebiete behandelnden Universitätslehrer ist groß. Der neuerborene Prof. Th. Litt ist vorläufig noch zu sehr durch die Vertretung der Pädagogik abgelenkt.

München hat durch Max Webers Tod einen schweren Verlust erlitten. In der philosophischen Fakultät, erste Sektion, liest Aloys Fischer von Zeit zu Zeit Soziologie; er steht besonders den Problemen von Erziehung und Gesellschaft innerlich sehr nahe. In der juristischen Fakul-

tät hält Prof. K. R o t h e n b ü c h e r Vorlesungen und Übungen, die sich mit soziologischen Problemen befassen. In der staatswissenschaftlichen Fakultät steht unserer Disziplin Prof. Georg von Mayr besonders nahe. Er liest diesmal u. a. Enzyklopädie der Staatswissenschaften, in der er bei seinen Klassifizierungen auch auf die Gesellschaftswissenschaften zu sprechen kommt. Bemerkenswert ist u. a. auch sein Versuch, die „Arbeitswissenschaft“ als Vorlesung einzuführen.

In Tübingen liest Professor Ste ph i n g e r über Gesellschaftslehre. In diesem Semester hält er zweistündige Übungen über sie. Unter den Juristen bringt Prof. H e c k ihr besonderes Lehrinteresse entgegen.

Über Zürich berichtet Prof. Eleutheropulos: „An der Universität Zürich gibt es schon seit 1908 einen soziologischen Lehrauftrag für Vorlesung und Seminar. Die Vorlesung zerfällt in eine solche für allgemeine Soziologie, gehalten im Sommersemester in der phil. Fakultät, und in eine solche für die soziologischen Grundlagen der Staatswissenschaften, gehalten in der staatsw. Fakultät im Wintersemester, wogegen dann in der phil. Fakultät eine Geschichte der soziologischen Theorien gelesen wird. Im Seminar wird über die soziologische Literatur referiert, oder es entstehen auch selbständige Arbeiten über soziologische Themata. Im Sommersemester 1919 verlangte die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich vom Inhaber des Lehrauftrages Prof. Dr. Eleutheropulos ein Memorandum über die Bedeutung und den Stand des soziologischen Studiums zum Zwecke der eventuellen Gründung einer Professur für Soziologie. Im Sommersemester 1920 hat die phil. Fakultät bei der Ausarbeitung eines Planes zur Neugestaltung der phil. Fakultät, zu Händen der Erziehungsdirektion, endlich auch die Soziologie als Professur einbezogen und befürwortet.“

Für Fortsetzung der Mitteilungen über das Sommersemester 1921 wären wir im Interesse der Entwicklung unseres Faches als Hochschuldisziplin

dankbar. Besonders aber bitten wir die Fachvertreter an den Universitäten usw., die uns bisher nicht geantwortet haben, um Auskunft, so — um nur reichsdeutsche Universitäten zu nennen — Breslau, Erlangen, Königsberg, Marburg, Münster, Rostock und Würzburg. Auch fehlt uns z. B. Wien.

L. v. W.

Ein Sammelwerk über Soziologie des Volksbildungswesens.

Im Sommer 1921 wird voraussichtlich das vom Forschungsinstitut für Sozialwissenschaften gegenwärtig vorbereitete Werk über „Soziologie des Volksbildungswesens“ im Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig, erscheinen. Es wird ungefähr 30 Druckbogen im mittleren Oktavformat umfassen und — Änderungen bei der Schlußredaktion vorbehalten — folgenden Inhalt aufweisen:

Hauptteil A: Schilderung des bestehenden Volksbildungswesens:

A 1: Übersicht über die bestehenden Volksbildungsanstalten und -einrichtungen (Privatdozent Dr. Honigsheim).

A 2: Aktive und passive Betätigung im Volksbildungswesen (Prof. v. Wiese).

Hauptteil B: Einzelprobleme des Volksbildungswesens:

B 1: Organisation, Pädagogik und Didaktik des Volksbildungswesens:

a) Volkshochschule und Universität (Prof. Scheler);

b) Probleme der Pädagogik und Didaktik (Dr. Baege, Lehrer Tews, Prof. v. Wiese).

B 2: Die Beziehungen zwischen Volksbildung und Geselligkeit; Das Problem der Lebensgemeinschaft:

a) Die Krisis in der Entwicklung der Lebensgemeinschaften (Pfarrer Heitmann);

b) Volksbildung und Lebensgemeinschaft (Pfarrer Fuchs).

B 3: Das ländliche Volksbildungswesen (Privatdozent Dr. Honigsheim).

B 4: Volksbildung und Kirchen:

a) Religion und Volksbildung (Prof. Scheler);

- b) Katholizismus und Volkshochschule (Seminaroberlehrer Antz);
 c) Die protestantische Kirche und die Volkshochschule (Prof. Baumgarten);
 d) Die Stellung der kleineren Religionsgemeinschaften zum Volksbildungswesen (Privatdozent Dr. Honigsheim).
 B 5: Volksbildung und Politik (Privatdozent Dr. Honigsheim).
 B 6: Das weibliche Geschlecht im Volksbildungswesen (A. Ohrnberger).
 B 7: Das Jugendproblem im Volksbildungswesen (Dr. Ernst Foerster).
 B 8: Die Werkzeuge der Volksbildung:
 a) Das Buch (Privatdozent Dr. Ernst Schultze);
 b) Theater, Rezitation, Museum, Ausstellung (Dr. Simchowitz);
 c) Musik (Jac. Menzen);
 d) Kino (Dr. Baege);
 e) Presse (Prof. v. Wiese).
 B 9: Das spezielle Arbeiterbildungswesen (Aufnahme des Themas nach Maßgabe des zur Verfügung stehenden Raumes vorbehalten).
 B 10: Verwaltungsprobleme im Volksbildungswesen (wie bei B 9).
 B 11: Übersicht über das Volksbildungswesen im Auslande; nämlich:
 a) in Großbritannien und den Vereinigten Staaten (Dr. Bräuning-Octavio);
 b) in den romanischen Ländern (Prof. Rob. Michels);
 c) in den nordischen Ländern (Dr. Else Hildebrandt);
 d) im ehemaligen Österreich-Ungarn (Prof. Lampa);
 e) in Rußland (Dr. Baege);
 f) in der Schweiz (Küffer-Bern).
 Hauptteil C: Zielsetzung des Volksbildungswesens (Prof. v. Wiese).

Satzungen

des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften in Köln.

§ 1.

Wirtschaftliche Grundlage.
 Rechnungsjahr.

Das Forschungsinstitut für Sozialwissenschaften ist eine Einrichtung der Stadt Köln, die mit dem 1. April 1919 ihre Tätigkeit begonnen hat.

Die Kosten des Instituts trägt die Stadt Köln.

Das Rechnungsjahr läuft vom 1. April bis 31. März.

§ 2.

Zweck.

Das Institut dient der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiet der Sozialwissenschaften. Völlige wissenschaftliche Unabhängigkeit ist ihm und allen, die an ihm bei den Forschungen mitwirken, für ihre Arbeiten gewährleistet.

§ 3.

Stellung des Instituts.

Das Institut tritt selbständig neben die Universität Köln und die sonstigen wissenschaftlichen Anstalten der Stadt Köln. Die Einrichtungen des Instituts stehen den Dozenten und Studierenden der Universität zu Unterrichts- und Studienzwecken zur Verfügung, soweit sich dies mit den Forschungszielen des Instituts vereinigen läßt.

§ 4.

Kuratorium.

Die Verwaltung des Instituts ist einem Kuratorium unterstellt, das aus dem Oberbürgermeister oder dessen Stellvertreter als Vorsitzenden, dem ersten geschäftsführenden Direktor des Instituts, drei Stadtverordneten, drei der Direktoren am Institut besteht. Oberbürgermeister und geschäftsführender Direktor sind ständige Mitglieder des Kuratoriums. Die drei Stadtverordneten werden auf sechs Jahre von der Stadtverordnetenversammlung gewählt, die drei Direktoren ebenfalls auf sechs Jahre von dem Direktorenkollegium des Instituts. Mit dem Erlöschen der Mitgliedschaft der Stadtverordnetenversammlung oder der Aufgabe der Direktorstellung am Institut endet auch deren Zugehörigkeit zum Kuratorium.

§ 5.

Das Kuratorium verwaltet gemäß dieser Ordnung innerhalb des Rahmens des für jedes Jahr aufzustellenden und

von der Stadtverordnetenversammlung zu genehmigenden Haushaltplans das Institut.

§ 6.

Personal des Instituts.

Der geschäftsführende Direktor, die Direktoren, die sonstigen am Institut hauptamtlich tätigen Gelehrten und Beamten werden nach Anhörung des Kuratoriums und der Stadtverordnetenversammlung von dem Oberbürgermeister ernannt.

§ 7.

Erster geschäftsführender Direktor.

Die unmittelbare Leitung des Instituts liegt unter Mitwirkung des Kuratoriums dem ersten geschäftsführenden Direktor ob. Derselbe vertritt das Institut nach außen.

Der geschäftsführende Direktor hat die Beachtung der für das Institut erlassenen Bestimmungen zu überwachen und ist für die ordnungsmäßige Verwendung der für Institutszwecke überwiesenen Mittel verantwortlich.

Der geschäftsführende Direktor ist der Dienstvorgesetzte der Beamten des Instituts und hat die Aufsicht über die laufende Kassenverwaltung zu führen.

§ 8.

Stellvertreter des geschäftsführenden Direktors.

Das Kuratorium ernannt für je drei Jahre einen Stellvertreter des geschäftsführenden Direktors aus der Zahl der Direktoren am Institut.

§ 9.

Direktoren.

Das Institut gliedert sich in drei Abteilungen:

1. die soziologische Abteilung;
2. die sozialpolitische Abteilung;
3. die sozialrechtliche Abteilung.

An der Spitze jeder Abteilung steht das aus einem oder mehreren Direktoren gebildete Abteilungsdirektorium. Hat eine Abteilung Unterabteilungen, so sind auch die Leiter der Unterabteilungen Mitglieder des Abteilungsdirektoriums.

§ 10.

Direktorenkollegium.

Das Kollegium der Direktoren tritt unter dem Vorsitz des geschäftsführenden Direktors zusammen. Es hat die Interessen des Instituts wahrzunehmen und die gemeinsamen Arbeiten des Instituts zu erledigen. Es gehören insbesondere zu seinen Befugnissen:

1. die Beratung der Forschungspläne;
2. die Stellung von Anträgen zur Inangriffnahme neuer Arbeitspläne;
3. die Stellung von Anträgen über Beschaffung von Sammlungsmaterial und Studienmitteln;
4. Vorschläge an das Kuratorium über die Verteilung der Mittel auf die Abteilungen unter Berücksichtigung der geplanten oder begonnenen Arbeiten.

In Verhinderung des geschäftsführenden Direktors führt sein Stellvertreter den Vorsitz im Direktorenkollegium.

§ 11.

Der Vorsitzende beruft das Direktorenkollegium unter Mitteilung der von ihm festgesetzten Tagesordnung nach seinem Ermessen oder auf Antrag eines Drittels der Mitglieder zu den Sitzungen. Das Direktorenkollegium versammelt sich zur Beratung über gemeinsame Angelegenheiten und Arbeiten des Instituts in der Regel dreimal im Semester. In den Sitzungen berichtet jeder Abteilungsdirektor mündlich über die laufenden Arbeiten seiner Abteilung. Über Kollektivarbeiten, die mehr als eine Abteilung angehen, wird im Kollegium entschieden. Die Durchführung der übrigen Arbeiten bleibt, soweit das Direktorenkollegium sich nicht eine Unterstützung oder Einflußnahme auf den Gang der Arbeiten vorbehält, der Verantwortung des Abteilungsdirektors überlassen.

Die Beschlüsse des Direktorenkollegiums werden mit einfacher Stimmenmehrheit der anwesenden Mitglieder gefaßt. Bei Stimmgleichheit gibt der Vorsitzende den Ausschlag. So-

weit die Beschlüsse es erfordern, erfolgt ihre Mitteilung an das Kuratorium oder an Behörden durch den ersten geschäftsführenden Direktor.

§ 12.

Sitzungsprotokoll.

Über die Verhandlungen einer jeden Sitzung des Direktorenkollegiums führt ein von dem Vorsitzenden zu bezeichnendes Mitglied ein Protokoll. In das Protokoll müssen die Namen der anwesenden Herren, der Wortlaut der Beschlüsse, die Stimmzahl, mit der die Beschlüsse gefaßt werden, auf Verlangen unter Nennung der Namen, aufgenommen werden.

Jeder in der Sitzung Anwesende ist beugt, seine von der Mehrheit abweichende Ansicht binnen zwei Tagen schriftlich zu Protokoll einzureichen.

Die Einsicht in die Protokolle steht dem Kuratorium frei.

§ 13.

Abteilungsdirektorium.

Die regelmäßigen Arbeiten der Abteilung werden von dem Abteilungsdirektorium oder, wo nur ein Direktor vorhanden ist, von dem Abteilungsdirektor geleitet.

Jedem Abteilungsdirektorium ist es unbenommen, neben den Sitzungen des Direktorenkollegiums noch Arbeitsberatungen für seine Abteilung abzuhalten.

Um den Zusammenhang zwischen den Abteilungen aufrechtzuerhalten, wird monatlich von den Abteilungsdirektoren ein kurzer schriftlicher Bericht erstattet, der zwischen den Abteilungen ausgetauscht wird. Die Assistenten und Beamten der Abteilungen haben den Weisungen der Abteilungsdirektoren Folge zu leisten.

§ 14.

Die Direktoren und Sektionsleiter sind für Auswahl des Assistenten in erster Linie verantwortlich.

Die für die soziologischen Hefte dieser Zeitschrift bestimmten Beiträge sowie alle sie betreffenden Anfragen und Mitteilungen sind zu adressieren: An die Redaktion der soziologischen Hefte der Kölner Vierteljahrshefte für Sozialwissenschaften, Köln, Universität, Claudiusstraße 1, oder an den Redakteur persönlich.

Redaktion: Prof. Dr. Leopold v. Wiese, Köln, Universität, Claudiusstraße 1.

Die Ernennung der Assistenten erfolgt, soweit sie etatsmäßig sind, durch den Oberbürgermeister, bei außeretatsmäßig verwendeten Mitarbeitern durch den geschäftsführenden Direktor auf Vorschlag des Abteilungsdirektoriums.

Köln a. Rh., Juni 1919.

Das Kuratorium.

Dr. Adenauer, Oberbürgermeister.

Personalverzeichnis des Instituts.

Direktorenkollegium:

Dr. jur. et phil. Chr. Eckert, Geh. Reg.-Rat, ord. Professor der wirtsch. Staatswissenschaften an der Universität, zeitiger Prorektor: erster geschäftsführender Direktor.

Dr. Hugo Lindemann, Staatsminister a. D., ord. Honorarprofessor an der Universität, Direktor der sozialpolitischen Abteilung.

Dr. Max Scheler, ord. Professor der Philosophie und der Soziologie an der Universität, Direktor der soziologischen Abteilung.

Dr. Leopold v. Wiese, ord. Professor der wirtsch. Staatswissenschaften und der Soziologie an der Universität, Direktor der soziologischen Abteilung.

Wissenschaftliche Assistenten und Bureaugehilfin:

Dr. phil. Paul Honigsheim, Privatdozent der Philosophie und der Soziologie an der Universität, wiss. Assistent in der soziologischen Abteilung.

Anny Ohrnberger, D. V. H. C., wiss. Assistentin in der soziologischen Abteilung.

Maria Scheu, Assistentin in der soziologischen Abteilung und Bibliotheksverwalterin.

Lore Spindler, Assistentin in der sozialpolitischen Abteilung.

Sophie Baum, Bureaugehilfin.